



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreihunddreißigster Jahrgang.

N^o 38.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Acht Pfund.

Erzählung von Paul von Weisen.

(Fortsetzung.)

Charles schlug freudig in die Hände und rief jubelnd: „Das ist ein Glück, ein großes Glück, nun wird Alles gut werden, gut für uns Alle!“

Er schüttelte Gretli, die ihn ganz erschaut durch ihre thränenden Augen ansah, die Hand und stürmte auf die Straße hinaus.

„Hier ist ein Frank, nimm das,“ rief er dem ersten Knaben zu, dem er begegnete, „und führe mich zum Joseph Liebi, aber schnell.“

Der Knabe führte ihn, fortwährend das Silberstück ganz glücklich betrachtend, durch das Dorf bis zu den letzten Häusern. Da stand an einem Plätzchen, der hinauf in die Gensereviere führte, eine kleine, halbverfallene Hütte wie an die Felswand geklebt.

„Da wohnt der Joseph Liebi!“ rief das Kind und lief dann schnell davon, um den leichtverdienten Reichtum den Seinen zu zeigen.

Sir Charles öffnete die Thür der Hütte und trat in einen kleinen Raum, der nur ein ärmliches Bett, einige hölzerne Stühle und einen Tisch enthielt; an der Wand standen auf kunstlos angeschlagenen Gestellen einige Bücher, es konnte nichts Einfacheres geben als diesen Raum — aber ein großes Fenster, das man über seine ursprüngliche Ausdehnung hinaus erweitert haben mußte, erfüllte das Zimmer mit hellem Licht, so daß man noch deutlicher die außerordentliche Sauberkeit erkennen konnte, welche überall herrschte. In der Nähe dieses Fensters war eine Staffelei aufgeschlagen und vor derselben saß, Pinsel und Palette in der Hand, Joseph Liebi; seine Hände waren auf die Kniee herabgesunken, er führte den Pinsel nicht und that keinen Strich an dem Bilde eines Gensersägers aus dem Oberlande, das halb vollendet auf seiner Staffelei stand, Schmerz und Verzweiflung lagen auf seinen Zügen, er schien ein Bild hoffnungslosen Jammers.

Als das Thürschloß klickte, sah er auf und plötzlich flammt' wilder Zorn aus seinen Blicken; er sprang auf und trat Charles drohend entgegen.

„Sie hier, mein Herr! Was wollen Sie von mir, wollen Sie sich trennen des Unheils, das Sie angeht?“ Denn Sie sind schuld an Allem, Sie allein; hätten Sie mich nicht gereizt, dem alten Furrer so plötzlich und unerwartet meine Liebe zu bekennen, so wäre wohl Alles anders gekommen und Gretli hätte es verstanden, ihn zu erweichen. Gehen

Sie; hier diese Hütte, so klein sie ist, gehört mir und ich habe keinen Raum für Sie unter meinem Dach.“

Noch näher trat er zu dem jungen Mann hin, die Hand ausgestreckt, als wolle er ihn zur Thür hinausstößen. Aber Charles ergriff diese drohend ausgestreckte Hand und sprach hastig:

„Ihr möget Recht haben, guter Joseph, aber wenn ich Schuld an Eurem Unglück habe, so komme ich, um gut zu

machen — in einer Stunde soll Gretli Euch gehören, mein Wort darauf; der alte Furrer selbst soll ihre Hand in die Eure legen, ich gebe Euch mein Wort darauf.“

„Es ist doch nicht richtig mit ihm,“ sagte Joseph halblaut, indem er seine Hand, welche Charles mit festem Druck umspannt hielt, frei zu machen suchte, „es ist doch nicht richtig mit ihm — der Arme kann nichts für das, was er anrichtet.“

„Hört Ihr, Joseph,“ sprach Charles immer hastiger weiter, „hört Ihr, ich werde für Euch sprechen, ich werde Alles einrichten, Ihr habt nur zu thun, was ich Euch sage, und Alles zu bestätigen, was ich in Eurem Namen abmache.“

Joseph schüttelte den Kopf und blickte mit leidiger in das erregte Gesicht des jungen Mannes.

„Aber eine Bedingung habe ich, eine Bedingung: Ihr müßt mir Euer Haus hier vermieten, daß ich darin wohnen kann, so lange ich will, versteht Ihr, so lange ich will, und Ihr dürft kein Wort sprechen gegen den Preis, den ich Euch bieten werde, weder mehr noch weniger dürft Ihr fordern. Wollt Ihr mir das versprechen auf Euer Wort als ehrlicher Mann?“

„Nun,“ sagte Joseph, „und wenn Ihr mir nichts bietet, in meiner Hütte da möget Ihr gern wohnen, mich hält's doch nicht mehr hier, seit ich das Gretli verloren habe; ich will fortziehen in's Land hinaus und mich irgendwo verdingen zur Arbeit, bis ich das Geld erspart zur Ueberfahrt über's Meer.“

„Nichts da, nichts da!“ rief Charles; „Ihr sollt hier bleiben und Gretli soll Eure Frau werden; so hört doch und glaubt mir, aber gebt mir Euer Wort, mir Euer Haus zu vermieten für den Preis, den ich Euch biete, keine Einwendung zu machen, und schien es Euch auch zu gering, und kein Wort über den ganzen Handel zu verlieren, hört Ihr, kein Wort, versprecht Ihr mir das als ehrlicher Mann?“

„Ich verspreche es,“ sagte Joseph in einem Ton, als ob er einem Kinde oder einem Geisteskranken die Erfüllung einer unverständlichen Bitte zusagte.

„Dann kommt, kommt mit mir, Ihr kennt ja Alles hier herum, führt mich hin zu Leuthold's Hof, versteht Ihr, Leuthold's Hof.“

„Leuthold's Hof,“ sagte Joseph; „der Leuthold ist lange todt, der Hof soll verkauft werden, ein Gerichtsherr aus der Stadt ist da, aber bis jetzt hat sich noch Niemand finden wollen, der die zwölfhundert Franken bietet, von denen die Hälfte gleich gezahlt werden soll.“

„So kommt doch, kommt doch,“ rief Charles, ihn ungeduldig mit sich



Bianca. (S. 450.)

zur Thür hinausziehend, „kommt doch, damit es nicht zu spät wird!“

„Leuthold's Hof ist ganz nahe hier,“ sagte Joseph, „dort, das dritte Haus mit dem dichten Epheu am Giebel und dem Steinbrunnen vor der Thür.“

„Hübsch, sehr hübsch!“ sagte Charles, indem er Joseph immer schneller mit sich fortzog. „Wie gut werdet Ihr darin wohnen mit dem hübschen Gretli, die jetzt um Euch weint!“

Er war an dem freundlichen, von Epheu umrankten Hause angekommen, vor welchem ein Felsquell rieselnd in eine große Steinschale hinabrannte; schnell öffnete er die Thür und drang durch den kleinen Flur in ein helles, geräumiges Wohnzimmer, in welchem ein älterer Mann in städtischer Tracht vor einem Tische saß, in einem Alfenest blätternd. Joseph folgte ihm ein wenig zögernd, mit ängstlich besorgter Miene, als fürchte er irgend eine neue Tollheit, die er zu verhüten oder wenigstens zu erklären haben würde.

„Sind Sie der Notar, der aus der Stadt gekommen ist, um den Hof hier zu verkaufen?“ fragte Charles, indem er mit flüchtigem Gruß den Hut abnahm.

„Ich bin es, mein Herr,“ erwiderte der Notar mit einem erstaunten Blick auf den elegant gekleideten jungen Mann, den er in diesem Bergdörfchen kaum als Käufer des Bauernhofes vermuthen mochte.

„Hier,“ rief Charles, „das ist der Joseph Liebi aus dem Dorfe hier.“

„Ich kenne ihn,“ sagte der Notar, dem in der Gegend bekannten Naturmaler freundlich zuneigend.

„Um so besser,“ rief Charles; „er kauft das Haus, ich bin mit ihm gekommen, um für ihn zu sprechen, da er mich beauftragt hat, das Geschäft abzuschließen.“

„Herr, das geht zu weit,“ rief Joseph, „Sie dürfen solchen Scherz nicht mit mir treiben!“

„Joseph,“ sagte Charles, indem er drohend den Finger erhob, „Ihr habt mir Euer Wort gegeben, als ehrlicher Mann Allem zuzustimmen, was ich erklären würde; erinnert Euch daran, Ihr dürft Euer Wort nicht brechen.“

Joseph zuckte die Achseln und schien durch Blick und Miene dem Notar verständlich machen zu wollen, daß er es mit einem Geisteskranken zu thun habe.

Der Notar war nicht minder erstaunt.

„Ich wußte nicht, mein Herr,“ sagte er, „daß der gute Joseph so viel mit seinen Bildern erworben hat, um diesen Hof kaufen zu können — die Bedingungen.“

„Ich kenne die Bedingungen,“ unterbrach ihn Charles, „er hat sie mir gesagt, zwölfhundert Franken — hier sind sie, er will sie auf einmal bezahlen, damit die Sache ganz und gar zu Ende ist.“

Er zog ein Portefeuille aus der Tasche, nahm daraus zwölf Banknoten von hundert Franken und zählte dieselben auf dem Tische auf.

Joseph wollte, starr vor Schreck, dem Notar etwas in's Ohr flüstern, aber Charles hielt ihn zurück und sagte:

„Ist die Sache abgemacht, mein Herr Notar? Hier ist das Geld, geben Sie mir Ihren Handschlag und eine Quittung über die gezahlte Kaufsumme, alle anderen Formalitäten werden Sie dann erfüllen.“

„In der That,“ sagte der Notar, nachdem er die Banknoten prüfend betrachtet, „das Geld ist da, die Kaufbedingungen sind durch die volle Auszahlung weit hinaus überschritten, wenn das Ihr wirklicher Ernst ist, mein Herr, so darf ich das Geschäft, so sehr es mich auch überrascht, für meine Klientin nicht zurückweisen.“

„Schreiben Sie die Quittung, mein Herr, daß Joseph Liebi die Kaufsumme für das Haus bezahlt hat. Und,“ fuhr er fort, indem er sich abermals zwischen Joseph und den Notar stellte, „jetzt zu meiner Bedingung, Joseph, Ihr wißt, daß ich eine Bedingung gestellt habe: Ihr vermietet mir Eure Hütte, um, so lange ich will, darin zu wohnen, für zwölfhundert Franken, und gleich werdet Ihr mir die Quittung ausstellen, daß ich Euch die Miete bezahlt habe, dann ist Alles in Ordnung, Alles in Ordnung!“ rief er in jubelnder Freude, sich die Hände reibend.

Joseph starrte ihn mit großen Augen an, in schnellem Wechsel veränderte sich die Farbe seines Gesichts von tödtlicher Blässe zu dunkler Glut — es blühte wie Verständniß in seinem Blick auf, und kaum seiner selbst mächtig, sagte er mit stoßender Stimme:

„Ist das wahr, mein Herr — ist das möglich — ist das wirklich Ihr Ernst — so sind Sie nicht toll?“

„Joseph,“ sagte Charles, „vergeßt nicht Euer Wort als ehrlicher Mann, keine Einwendungen zu machen gegen den Miethzins, den ich Euch bieten würde. Alles ist in Ordnung, ganz in Ordnung; ich biete Euch die zwölfhundert Franken dort, da liegen sie, nehmt sie, Ihr dürft nicht mehr, nicht weniger fordern, sie sind ehrlich verdient und dafür kauft Ihr den Hof hier. Schreiben Sie die Quittungen, mein Herr Notar, schreiben Sie die Quittungen, wir haben nicht lange Zeit.“

„In der That, mein Herr,“ sagte der Notar, „so sonderbar dieß Alles ist, so ist doch geschäftlich Alles in Ordnung, und da das Geld hier vor mir liegt —“

„Schreiben Sie die Quittungen, schreiben Sie die Quittungen,“ rief Charles ungeduldig, „alles Uebrige wird sich später finden!“

Der Notar schrieb in der That die beiden Quittungen; die eine derselben übergab er dem wie im Traum dastehenden Joseph und forderte ihn zugleich auf, die andere für Mr. Charles Hellmann zu unterzeichnen, der ihm seinen Namen vorbuchstabirt hatte.

Joseph unterschrieb.

„O, mein Herr,“ rief er dann, „mein Herr, wie ist das Alles möglich! Sind Sie denn ein Engel des Himmels, den der liebe Gott mir gesendet hat in meiner Noth und Trübsal?“ Er wollte die Hand seines Wohlthäters küssen, dieser aber klopfte ihm kräftig auf die Schulter und rief:

„Wenn der liebe Gott in dem Allem seine Hand im Spiel hat, mein guter Joseph, so bin ich ihm ebenso dankbar wie Ihr, bittet ihn nur für mich, daß er mir auch helfe wie Euch. Nun aber kommt, kommt mit mir, mein Spiel ist gewonnen, Gretli gehört Euch — fragt nicht, fragt nicht, Ihr werdet gleich Alles sehen; auch Sie sollen mitkommen, Herr Notar, ich bitte Sie darum, ich brauche Sie als Zeugen.“

Der Notar schlug die Banknoten in einen Bogen Papier ein, steckte sie vorsichtig in seine Tasche und sagte:

„Wenn Sie es wünschen, mein Herr, so will ich Sie gern begleiten, ich bin in der That selbst neugierig, was Sie weiter mit dem neuen Eigenthümer des Leutholdshofes vorhaben.“

Charles eilte so schnell davon, daß ihm die Beiden kaum folgen konnten.

Das Fräulein von Hohenstein war inzwischen mit ihrer Nichte wieder nach dem Hotel zum Gensd'armer zurückgekehrt, die Wege waren ihr zu steil und zu streng zu einem weiteren Ausfluge gewesen — zögernd betrat sie das Wohnzimmer des Hauses, in der Furcht, dem jubelnden Fremden abermals dort zu begegnen, aber die Damen fanden nur Gretli, welche weinend ihr in eine Ecke gelehntes Bild betrachtete, das sie so glücklich und hoffnungsvoll unter dem Pinsel ihres Geliebten hatte entstehen sehen und das nun die Veranlassung zu so viel Schmerz und Jammer geworden war.

„Armes Mädchen,“ sagte Thessa, Gretli's Wange streichelnd, „armes Mädchen, wie schmerzt mich Ihr Kummer, wie gern möchte ich Ihnen helfen, wenn ich könnte!“

Gretli schüttelte traurig den Kopf und weinte still weiter.

„An all' dem Kummer,“ rief die Tante, „hat dieser leichtfertige, rohe, wüste Amerikaner Schuld, der uns mit seinen Zubringlichkeiten verfolgt; wüßte ich nur ein Mittel, daß er unsere Spur verlöre — aber er wagt es ja, zu behaupten, daß die Landstraßen ihm so gut gehören wie uns — es wird in der That nichts übrig bleiben, als unsere Reise zu unterbrechen und nach Hause zurückzukehren.“

„Aber Tante,“ sagte Fräulein Thessa, „er ist doch so gleich zurück geblieben, als Du an seine Ritterlichkeit appellirtest — er ist uns nicht gefolgt —“

„Ritterlichkeit!“ rief die Tante achselzuckend, „was weiß ich solch' hergeschneiderter Amerikaner von Ritterlichkeit! Du wirst sehen, daß er uns irgendwo auflauern wird, um zu versuchen, uns wieder seine lästige Gesellschaft aufzudrängen.“

Der alte Lienhardt Furrer kam aus seiner Kammer, er hatte sein Sonntagszeug angelegt, in der Hand hielt er eine große lederne Brieftasche, mit starker Seidenschnur umwunden; seine Miene war ernst und feierlich, er wollte mit einem stummen Gruß gegen die Damen durch das Zimmer schreiten.

„O Vater,“ rief Gretli aufspringend, „hört noch einmal auf meine Bitte, nehmt Euer hartes Wort zurück, es wird Euch gereuen.“

Der alte Furrer stieß sie von sich.

„Seid nicht so grausam, mein lieber Wirth,“ sagte Fräulein von Hohenstein, „denkt doch nach — Zeit bringt Rath, man muß nicht im Zorn handeln, es ist nicht wieder gut zu machen, was man in heftiger Uebereilung verdirbt — denkt, daß ein ganzes langes Menschenleben von Eurem Entschlusse abhängt.“

Weiße Rührung klang aus der Stimme der alten Dame, sie schien tief bewegt; Gretli beugte sich dankbar auf ihre Hand herab, der alte Furrer aber sagte rauh:

„Wenn die Damen etwas wünschen für Ihre Bequemlichkeit, so steht Alles, was mein Haus vermag, zu Ihren Befehlen, aber mit dem thörichten Eigensinn meiner Tochter, da werde ich allein fertig werden — Du kennst meinen Willen, Gretli; was ich gesagt, dabei bleibt es. Ich gehe jetzt hin, um den Leutholdshof zu kaufen, hier sind die hundert Franken zur Anzahlung,“ sagte er, stolz erhobenen Hauptes auf die Brieftasche klopfend, „und in vier Wochen — Du weißt es — entweder — oder!“

Laut sprechend war er zur Thür geschritten; auf der Schwelle trat ihm Mr. Hellmann entgegen und rief:

„Nein, mein alter Freund, nein, Ihr werdet nicht den Leutholdshof kaufen.“

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr,“ sagte der alte Furrer unwillig, „und halten Sie mich nicht auf.“

„Bleibt hier, bleibt hier, alter Freund, es ist unnütz, daß Ihr weiter geht; der Leutholdshof ist verkauft.“

„Verkauft!“ rief der alte Furrer betroffen — dann aber zuckte er mit spöttischem Lächeln die Achseln, „wer sollte den Hof kaufen hier in Lengis, wenn ich's nicht thue?“

Jetzt war der Notar herangekommen, Joseph folgte ihm und versuchte dem über sein glücklich strahlendes Gesicht staunenden Gretli durch Zeichen anzudeuten, daß etwas Unerhörtes Glückliches geschehen sei.

„Hier,“ sagte Charles, „dem Joseph Liebi gehört der Leutholdshof, Ihr werdet also begreifen, daß Ihr ihn nicht kaufen könnt.“

„Was sollen die Poffen, was will der Maler hier?“ rief der alte Furrer in auslöcherndem Zorn; „ich bin nicht aufgelegt zum Scherzen, Herr, daß Ihr's wißt.“

Fräulein von Hohenstein hatte sich beim Anblick des jungen Amerikaners zurückziehen wollen, aber das Gespräch erregte ihre Neugier und sie blieb halb abgewendet neben Gretli stehen, während Fräulein Thessa die Augen niederschlug, um nicht Mr. Hellmann's Blicken zu begegnen, die flammend auf ihr ruhten, während er dem alten Furrer erwiderte:

„Ich scherze nicht, der Herr Notar hier wird Euch bezeugen, was ich sage.“

„In der That,“ sagte der Notar, „Joseph Liebi ist der Besitzer des Leutholdshofes, der Handel ist abgeschlossen und der Kaufpreis bezahlt.“

„Und hier ist die Quittung,“ rief Charles, indem er Joseph das Papier aus der Hand nahm und aufgeschlagen dem Alten hinhielt; „Ihr seht es, mein alter Freund, dem Joseph gehört der Leutholdshof und jetzt ist es an Euch, Euren Schwur zu halten, hört Ihr wohl, Euren Schwur, den Ihr geleistet habt, so wahr Euch Gott helfe. Kommt her, Gretli, kommt her, Ihr habt zu wählen, Ihr wißt, was Euer Vater gesagt hat — jetzt spricht, spricht Gretli, Ihr wißt, daß Ihr in vier Wochen als Hausfrau in dem Leutholdshof, oder, von Eures Vaters Schwelle verstoßen, in die Welt hinausgehen müßt; was bleibt Euch übrig, was wählt Ihr?“

„Den Joseph,“ rief Gretli, „meinen Joseph!“

Jauchzend und schluchzend zugleich warf sie sich an die Brust ihres Geliebten, der sie fest an sich drückte, während er schen und fragend auf den alten Furrer blickte. Dieser hatte starren Blickes Zeile für Zeile die Quittung des Notars durchgesehen.

„Ist die Welt aus den Fugen gegangen?“ rief er. „Das ist ja nicht möglich, das kann nicht richtig sein!“

„Glaubt Ihr, daß ich eine falsche Quittung ausstellen würde?“ rief Gretli, „da was da geschrieben steht.“

„Alter Freund,“ sagte Charles ernst, indem er die Hand auf Lienhardt Furrer's Schulter legte, „Ihr habt geschworen, so wahr Euch Gott helfe — denkt daran!“

„Ich habe geschworen,“ sagte der Alte, „das ist wahr, und mein Eid soll gehalten werden, wenn das Alles kein Trug und Blendwerk ist und wenn der Joseph da auf rechten Wegen zu dem Gelde gekommen ist,“ fügte er mit finsternem Blick auf den Maler hinzu.

Helle Röthe schlug in Joseph's Gesicht auf, erschrocken richtete sich Gretli in seinen Armen auf.

„Joseph,“ rief sie mit zitternder Stimme, „wie ist das möglich gewesen, wie hat das geschehen können — wie kommt Du,“ fragte sie leise und zitternd, „zu dem Reichtum?“

„Der liebe Gott, Gretli,“ rief Joseph, „der liebe Gott hat mir seinen Voten geschickt, der all' das Glück über mich ausgestreut — hier, hier steht unser Wohlthäter, der Gott des lieben Herrgotts, dem wir danken müssen all' unser Leben und dessen Namen wir segnen müssen, so lange wir Athem haben.“

Er zog das Mädchen mit sich fort und sank vor Charles in die Kniee nieder.

„Sie, mein Herr?“ rief Gretli. „O, verzeihen Sie alles Böse, was ich von Ihnen gedacht, und der liebe Gott segne Sie und lohne Ihnen tausendfältig, was Sie an uns gethan.“

Sie küßte Mr. Hellmann's Hand und wollte an Joseph's Seite in die Kniee sinken, der junge Mann aber riß, hoch erröthend, Beide schnell empor und rief:

„Ihr seid thöricht, Ihr habt mir nicht zu danken, gar nicht zu danken — es ist ein Geschäft, das wir gemacht haben, ein einfaches Geschäft: ich wollte eine Wohnung haben im Dorfe, und da die Damen hier meine Gegenwart in diesem Haus nicht wünschten, so habe ich von dem Joseph da sein Haus gemiethet; das ist einfach, ganz einfach, ich habe ihm die Miete bezahlt, wie es recht ist, und wenn er sich nun den Hof gekauft hat, so geht's mich nichts an, gar nichts.“

Das finstere Gesicht des alten Furrer hatte sich mehr und mehr aufgehellt.

„Nun, Herr,“ sagte er zu Charles, „was Sie da gethan haben, das ist wohl brav und großmüthig; da ich nun doch einmal geschworen habe und meinen Eid halten muß, so will ich's auch nicht mit Groll, sondern mit frohem und leichtem Herzen thun — hier meine Hand, Joseph, und was ich gesagt habe, dabei bleibt's, in vier Wochen soll das Gretli einziehen als Hausfrau in den Leutholdshof, und jetzt wird sie wohl sich nicht mehr dagegen sperren.“

Er öffnete die Arme und drückte Gretli und Joseph mit einander an seine breite Brust.

Fräulein Thessa drückte ihr Taschentuch an die Augen, auch die Blicke der Tante waren feucht; sie trat zu Charles und reichte ihm die Hand.

„Was Sie da gethan haben, mein Herr, das ist sehr schön und edel, ich bitte um Verzeihung, wenn ich vorher ein Wort gesagt habe, das Sie verlegt haben möchte, es wird mir eine Freude sein, wenn Sie uns Gesellschaft leisten und uns auf unseren Ausflügen begleiten wollen.“

Auch Fräulein Thessa trat heran, sie sprach kein Wort, als sie Charles die Hand reichte, aber der innige Blick ihres Auges, der ihm durch Thränen entgegenschimmerte, mußte ihm wohl jedes Wort ersparen. Er beugte sich auf die Hand der Dame herab und rief laut jubelnd wie ein glückliches Kind:

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen tausendmal, mein Fräulein, für Ihre gütige Erlaubniß, — o, Sie waren hart, sehr hart,“ sagte er wehmüthig, „ich hätte Ihnen nicht

mehr nahe kommen können nach dem, was Sie mir gesagt haben — o, wir sind auch Gentlemen in Amerika.“

„Kein Wort mehr davon!“ sagte Fräulein von Hohenheim. „Komm, Thessa, wir müssen unsere Toilette nach unserem Spaziergang etwas in Ordnung bringen; ich hoffe, Mr. Hellmann, daß Sie uns das Vergnügen machen werden, mit uns zu Mittag zu essen.“ Mit freundschaftlichem Gruß gingen die Damen hinaus; der alte Furrer und die beiden glücklichen jungen Leute flüsterten mit einander, indem sie mit fast scheuen Blicken zu dem überglücklichen Charles Hellmann hinüber sahen, den sie in der That für eine Art überirdischen Wesens halten mochten.

Der alte John erschien auf der Schwelle und winkte seinem Herrn.

„Sir,“ sagte er, als sie auf die Veranda hinaustraten waren, „ich habe die Rechnung aufgestellt, es geht nicht, es geht wahrlich nicht. Wir können die Summe nicht aufbrauchen — es bleibt immer noch viel zu viel übrig.“

Charles nahm das Buch und warf einen flüchtigen Blick darauf.

„Es geht, John, es geht dennoch,“ sagte er mit glücklichem Lächeln, „von heute an wirst Du täglich ansehen hundertundfünfzig Franken für Wohnungsmiete, das muß ich bezahlen für das Haus, in das wir heute einziehen werden auf acht Tage, wir werden die Quittungen beilegen und mein Heim wird Alles in Ordnung finden, da bleiben uns fünfzig Franken täglich für unser Leben — wir werden sparjam sein müssen, John, sehr sparjam.“

John sah ihn starr an, er zog ein Bleistift hervor und notierte in der That hundertundfünfzig Franken für Wohnungsmiete; kopfschüttelnd blickte er seinem Herrn nach, während dieser wieder in das Zimmer zurückkehrte, um nun nach der ersten Aufwallung der Freude dem alten Furrer nochmals die Hand zu schütteln und den jungen Leuten seinen Glückwunsch zu bringen.

„Es ist in der That schlimm, sehr schlimm,“ sagte John; „es würde ein Unglück geben, wenn das so weiter ginge — mein junger Herr ist verliebt, sehr verliebt in diese deutsche Dame, und Mr. Dörner ist sehr hart und eigensinnig — Mr. Dörner hat mir befohlen, scharf zu machen über den jungen Herrn und ihm Alles zu berichten, was mir bedenklich vorkommt; nun, dieß ist mir schon seit zwei Wochen bedenklich vorgekommen und ich habe ganz wohl gethan, Mr. Dörner ein Kabeltelegramm zu schicken und ihm zu sagen, wie es steht — wunderbar, wunderbar, er läßt nichts von sich hören, ich habe geglaubt, er würde uns befehlen, nach London oder Paris zu gehen oder nach New-York zurückzukehren, aber nichts ist von ihm gekommen, und wenn wir hier noch länger bleiben, so wird der junge Herr sich noch mehr verlieben, und er ist ebenso eigensinnig wie sein Oheim — o, das ist schlimm, sehr schlimm!“

„John,“ rief Mr. Charles, auf die Schwelle tretend, „nimme die Reisetaschen, wir wollen unsere neue Wohnung beziehen, schnell, wir müssen bald zurück sein, um mit den Damen zu essen, die wohl erlauben werden, daß der alte Furrer und der gute Joseph unsere Gäste sind, und Gretli wird dafür sorgen, daß die Küche ihr Ehre macht.“

Leise murrend packte John die Reisetasche zusammen, Joseph küßte das glückliche Gretli zum flüchtigen Abschied und führte dann seine neuen Gäste nach seiner Hütte, in der er so viel Schmerzen durchlebt und in die nun so viel Glück eingezogen war.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hirschjagd in den Hochlanden.

(Wild 6. 448 u. 449.)

Deer-stalking, die Suche und Pürsche auf den Hirsch in den weiten, pfadlosen Strecken des schottischen Hochlands gilt dem Jagdliebhaber als der vornehmste und aufregendste Sport der Welt. Doch höchstens den „oberen Fünftel“ ist es gelegentlich vergönnt, an der Gassefreundschaft eines schottischen Jagdhüters theilzunehmen und die ausgebreiteten Jagdgründe kennen zu lernen, welche das edle Wild noch in großer Menge beherbergen; deßhalb darf es nicht Wunder nehmen, daß der größte Lebemann der Residenz, ein Herr, dem die höchsten Genüsse eines verfeinerten Luxus kaum mehr als ein halbunterdrücktes, müdes Gähnen entlocken können, daß selbst Baron Red von Redenberg, einer der berühmtesten Dandies der Berliner Gesellschaft, bis zu einem gewissen Grade erregt ward, als sein Bekannter, Lord Allen, sich jetzt des in Paris gegebenen Versprechens erinnerte und ihn per Telegramm bat, an einer Hirschjagd in Marton Moore, seiner Bekanntschaft, theilzunehmen.

Red von Redenberg war zwar ein etwas verzärtelter Junge, der im Salon und auf der Landpartie mit Damen besser Bescheid wußte, als in den Jagdgründen seiner Väter; er war zwar ein Feind aller Strapazen und Schweißarbeiten, aber ein so erquicktes Vergnügen wie eine Hirschjagd im Hochlande durfte den noch nicht veräußert werden. Nach beschwerlicher Land- und Wasserreise langte der junge Salonlöwe zum bestimmten Termin in Brodick Edge, der letzten Eisenbahnstation, an, in dessen Nähe der Jagdhof des Lords gelegen.

Wohin, des Barons Diener, stand schon inmitten der zahlreichen Gepäckstücke auf dem Perron, aber vergeblich sahen Herr und Diener sich nach dem erwarteten Gefährt um, welches sie landeinwärts führen sollte. Das Jagdschloß Marton Moore war immer noch wenigstens fünf deutsche Meilen entfernt, Nichts fuhr weiter nach Auslage des Bahnstabschleppens weit und breit nicht zu haben, und das einsame Stationsgebäude hatte wenig Anziehendes und bot auch keinen Raum zur Unterkunft. In dieser Verlegenheit kam glücklicherweise ein Farmer des Wegs gefahren und willigte, wohl

mit Rücksicht auf den bekannten Namen des Lord Allen, ein, die Reisenden nach Marton Moore zu bringen. Die Equipage ist zwar nicht sehr bequem, denn der Wagenkasten dient gewöhnlich vierbeinigen Insassen zum Aufenthalt, und auf dem Bahnhofe muß erst durch einige Bündel Stroh in der Eile ein Sitz hergestellt werden, auf dem Baron Red von Redenberg neben seinem Diener Platz nimmt. Mr. Mac Howell, der Farmer, scheint auch keine besondere Eile zu haben, denn in unerträglich langsamem Trab nur geht es vorwärts; aber, und das ist bei dem holprigen Wege die Hauptsache, die alte Stute geht sicher und bringt mit Dunkelwerden ihre Last auch glücklich bis an das Häuschen des Partwäcklers. Neue Enttäuschung! Der Thorwart erscheint erst nach langem Rufen und Rufen, und das Schloß liegt ganz finster da, als die Räder nun durch den Sand der gut gehaltenen Wege der Auffahrt zurollen. Der Kastellan ist außer sich, er hat erst am folgenden Tage die Gäste erwartet; die Zimmer sind nicht geheizt und auch kein Diner vorbereitet. Doch dem soll sofort abgeholfen werden. Unter den Händen kundiger Dienerschaft verwandelt sich der todte, stille Steinloos wie im Handumdrehen zu einem behaglichen Aufenthaltsort für civilisirte Menschen. Bald lobert ein mächtiger Holzstoß in dem ungeheuren alterthümlichen Kamin der Halle, die wenigen Gänge der in der Eile hergestellten Mahlzeit sind von einem Meister in seiner Kunst bereitet, und als Baron Red von Redenberg, nachdem er ganz allein einer Flasche von seines Wirthes bestem Claret den Hals gebrochen, sich in dem in der Zwischenzeit angenehm durchwärmt besten Gastzimmer zur Ruhe begibt, fühlt er sich inmitten alles daselbst zusammengetragenen Comforts wieder so recht in seinem Element und sieht den Jagdausflug, der ihm während der unbequemen Fahrt bereits in recht bedenklichem Licht erschienen war, wieder mit günstigeren Augen an.

Andern Morgens lag ein dichter, schwerer Nebel über der Landschaft, und unser Weidmann, der sich die frischen Eier und das geröstete Brod im Frühstückszimmer wohl schmecken ließ, war mit sich selbst nicht recht einig, wie er den idyllischen Tag hinbringen sollte, denn nach Rücksprache mit dem Kastellan hatte es sich herausgestellt, daß der Hausherr mit einigen weiteren Gästen erst am Abend eintreffen würde. Wahrscheinlich hatte das an den Baron gerichtete Telegramm durch irgend ein Versehen ein falsches Datum enthalten. Doch dieser Ungelegenheit machte der Eintritt eines graubärtigen, hageren Mannes in der eigenartigen schottischen Landstracht ein Ende. Donald war einer jener unter der Bezeichnung „gillies“ bekannten Wald- und Wildwächter, welche Schritt und Tritt ihres Reviers genau kennen und mit den Standorten, Wecheln, Absperrungen und allen Gewohnheiten des Wildes aufs Innigste vertraut sind. In der wortlosen Manier der Bergschotten setzte er dem Gaste seines Herrn auseinander, daß der Nebel wahrscheinlich fallen und dann ein herrliches Jagdwetter eintreten werde, daß man sich aber bald auf den Weg machen müsse.

Baron Red von Redenberg erhob sich denn auch von der reich besetzten Frühstückstafel. Wer ihn vor kaum drei Tagen „Unter den Linden“ flüchtig gesehen, würde ihn hier schwerlich wiedererkennen; die Veränderung der ganzen Umgebung wie des Anzuges sind gleich gewaltig. An die Stelle des modischen Gehrocks und der spiegelblanken Lackstiefel fand Jagdhoppe, starkgehöhlte Schuhe und Ramaschen getreten und die überblanke Gestalt des jungen Mannes erscheint in dieser Kleidung elastischer und kräftiger. Im Vergleich mit den muskulösen Waden und den schrägen Knien des Bergbewohners beglückwünscht der verwöhnte Städter sich indes selbst, daß er seine zarteren Formen durch Anlegung der Landstracht nicht auch dem Anblick aller Begegnenden ausgelegt hat.

Der am besten besetzte Theil des Reviers soll heute nicht gestört werden, sondern für die morgende Jagd aufgespart bleiben. Deßhalb wird ein ziemlich langer Marsch nötig. Aber für die Bequemlichkeit des jagenden Herrn ist nach Möglichkeit gesorgt. Ein breiter, unterlegter Pony wartet vor der Thür, Baron Red von Redenberg hält sich in einen Waterproof, und der Jagdhof setzt sich in Bewegung. Voran marschirt gleichmäßigen, weitausgreifenden Schrittes der alte Donald, dann folgt der verständige Klepper, welcher ruhig und vorsichtig, ohne Gleiten und Stolpern, über das lose Geröll des Weges dahinschreitet. Er bedarf weder des Jüglers noch anderer Hülfe, denn er kennt seinen Theil der Arbeit aus dem Grunde. Den Schluß macht ein jüngerer Wildhüter, Dan, der ein paar jener großen, hochhaarigen, grey-hounds genannten Hunde an der Leine führt.

Donald stand in dem Rufe, auch das veränderliche Wetter seiner Berge genau beurtheilen zu können, heute hatte er sich aber doch geirrt. Eine Weile nach der andern wurde schweigend zurückgelegt, ohne daß die Sonne zum Vorschein kommen wollte. Im Gegentheil verdichtete sich der Nebel mehr und mehr zu einem ordentlichen Strichregen, welcher Menschen und Thiere bis auf die Haut durchnäßt und dem auf die Dauer selbst der Wasserdröge des Barons nicht widerstand. Vergebens hatte man schon wiederholt versucht, über den Kamm eines Berges hinweg mit dem langen Fernrohr nach Wild auszusuchen. Nebel und Regen benahmen die Fernsicht völlig. Vor Kälte und Nässe zitternd, mit steifen Gelenken und verklemmten Fingern, kurzum in unbehaglicher Stimmung, wurde schließlich unter einem überhängenden Felsvorsprung Rast gemacht, um die Lebensgeister durch einen Tropfen guten alten Whiskys wieder aufzufrischen. Plötzlich erhoben die Hunde, welche im Knäuel zusammengedrückt, völlig theilnahmslos dagelegen hatten, den Kopf mitternd in die Luft, und den Jägern entfuhr beinahe ein lauter Ausruf der Ueberraschung — dort, etwas über Büchsenhalsweite entfernt, trost ein starkes Rudel Hirsche unter dem Winde sicher und ganz vertraut an den Berghängen vorüber und verschwindet hinter jener Bergkante.

Selbst Baron Red von Redenberg, welcher sich schon oft während der letzten Stunden unter das schützende Dach des Schloßes zurückgewünscht hatte, empfand ein Gefühl männlicher Aufregung bei diesem Anblick und stimmte lebhaft dem Vorschlage zur Befolgung bei.

Der Pony wurde zurückgelassen, Donald trug die Büchse des Barons, und dieser bediente sich einer Art von Alpenstock, um dem Führer auf der schweißnassen und vorsichtigen Wanderung zu folgen. Jetzt hatte der Regen in der That nachgelassen, und nachdem die nächste glatte und feile Bergwand nach einiger Anstrengung kriechend und rutschend glücklich erstiegen war, gewahrte man mit bloßem Auge deutlich am jenseitigen Hange des tief eingeschnittenen Thales das aufmerklich stehende alte Thier, welches als Schildwache vorgefahren war, während das übrige Rudel,

darunter ein starker Hirsch, ruhig aste. Jetzt galt es, unter dem Wind zu bleiben und bis auf Schußweite heranzukriechen. Zuerst deckte die Bergkante den weiteren Vormarsch, hinter dem die Jäger gebückten Rücken dahin schlüpfen, immer das Wild im Auge. Beim Abstieg zu Thale verbarg die gegenüberliegende Wand die Verfolger dem Auge des Wildes, und diese durften deßhalb etwas rascher und weniger vorsichtig vorwärts eilen, dann folgte der Anstieg zur letzten Höhe. Hier führte der Pfad hart am Ufer des tosenden Wildbaches entlang und eine Strecke von mehreren hundert Schritten warteten die Weidmänner knietief im eiskalten Wasser selbst vorwärts, damit das erhöhte Ufer mit seinem Buschwerk ihre Entdeckung hindern könne. Ihre Mühe und Arbeit wurde belohnt, denn das Wild blieb ahnungslos. Ein mit großen Felsstücken überlader Hang war noch zu überwinden, dann konnte man im Schutze einer Gruppe von Bäumen den besten Platz wählen, um den entscheidenden Schuß zu thun. Mit weiten Sprüngen eilt Donald über die Halde hinweg, und athemlos muß der Baron ihm wohl oder übel folgen. Keuchend lehnt er sich an einen Baumstamm und ergreift die dargereichte Büchse. Es ist die höchste Zeit, denn eine Kleinigkeit, vielleicht das Geräusch eines brechenden Zweiges, hat das Wild aufmerksam gemacht. Mit zitternder Hand und schlagenden Pulsen zielt der Schütze, so gut es gehen will, das Echo des scharfen Schusses bricht sich an den Bergwänden. Der Zwölfsender macht einen Sprung hoch in die Luft und stürzt mit dem übrigen Rudel in wilder Flucht davon. Die für einen Blattschuß bestimmte Kugel hat nur den Hals durchbohrt. Aber schon hat Dan seine beiden Pflegebefohlenen aus dem seßelnden Slip gelöst. Angefeuert von den lauten Heyruf, fliegen sie dem angeschossenen Wild nach, und auch die Jäger beschleunigen ihre Schritte, um zu verhindern, daß Sniff und Snuff die köstliche Beute anschnitten. Donald ist der Erste an der Stelle, wo sich der verendende Hirsch niedergebunden hat, und gibt ihm den Fang, indem er mit blinkendem Jagdmesser dem Wild die Kehle durchschneidet. Als Baron Red von Redenberg den Platz erreicht, ist der Kapitalhirsch schon nach allen Regeln der edlen Weidmannskunst gestreckt.

Das zweite Mal war der Baron glücklicher. Gleich der erste Auswurf ließ ein Rudel Wild erkennen, das man ohne zu große Schwierigkeiten beschleichen konnte. Nur einmal gab es einen kleinen Dauerlauf über die offene Halde, und als Jäger und Führer bis auf hundertundzwanzig Schritte, die gute Schußweite, herangekommen waren, hatte sich der Herzschlag des Ersten schon wieder beruhigt. Donald kniete nieder, um seine Schulter als bequemen Ruhepunkt für des Schützen Rohr darzubieten, mit Gewalt drängt Baron Red von Redenberg das aufsteigende Hirschfieber zurück, und auf's Blatt getroffen brach der Plaghirsch im Feuer zusammen, so daß selbst über die ehernen Flügel des alten Donald ein Lächeln der Befriedigung hinwegwuchte.

Bald war abermals Wild entdeckt und auch schon beinahe erreicht, als eine tiefe Schlucht sich den Jägern entgegenstellte, deren steile Ränder mit Felsstücken wie besät waren. Es gab kein anderes Mittel, um ungesehen hinunter zu kommen, als glatt auf dem Bauch liegend, langsam und behutend, schlangengleich auf dem feuchten Moose fortzukriechen. Hatten die mit dieser Prozedur verbundenen Verrenkungen und Verdrehungen seines eleganten Körpers den Baron aus der Haltung gebracht, oder war er überhaupt zu siegesgewiß, wer vermochte das zu entscheiden? Genug, kaum in Schußweite angekommen, riß er die Büchse an die Schulter und gab Feuer, ohne des alten Wildhüters zur Vorsicht mahnende leise Worte und sein mißbilligendes Kopfschütteln zu beachten. Gestroffen, aber nicht erlegt. Abermals thun Sniff und Snuff ihre Schuldigkeit, und der Baron, in hellem Jagdeifer, stürzt ihnen nach. Wohl verliert er das Wild und die Hunde zuweilen aus dem Gesicht, aber immer hört er das Rellen derselben und erkennt daraus die Richtung, die er selbst nehmen muß. So geht es noch eine Stunde über Stock und Stein, der eifrige Jäger ist ganz in Schweiß gebadet und schon will er in seiner Verfolgung erlahmen, da erblickt er an jener Wasserlache im Thale den Hirsch vor den verbellenden Hunden im Verenden. Wie er es von Donald gesehen, will der Baron das edle Wild selbst abfangen und ergreift deßhalb die eine Stange mit der linken Hand, um den Kopf für den Fang zurückzubiegen. Aber die Hand mag nicht kräftig genug drücken, oder der Hirsch überhaupt noch nicht todwund sein. Mit einer plötzlichen Anstrengung aufstehend, erwehrt er sich des Verfolgers, indem er ihn mit einem gewaltigen Schlage des starken Gemeißels kopfüber in das Wasser schleudert.

Als Baron Red von Redenberg aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich auf dem Rücken des geduldigen Billa sitzend. Er fröstelte stark, trotz der umhüllenden Decken und Wäds, und spürte einen stechenden Schmerz in der Brust bei jeder Bewegung des Pferdes.

Der getreue, pflichteifrige, gute alte Donald war wie eine Mutter um ihn besorgt, er trug mehr als er ihn führte den jungen Mann die Treppe hinauf in dessen Schlafgemach, konnte aber hier, gestützt auf langjährige Erfahrung, nach einer genauen Untersuchung versichern, daß weder Rippen oder andere Knochen zerklüftet seien, noch überhaupt der Zustand des Barons Anlaß zu irgend welcher Besorgniß gäbe.

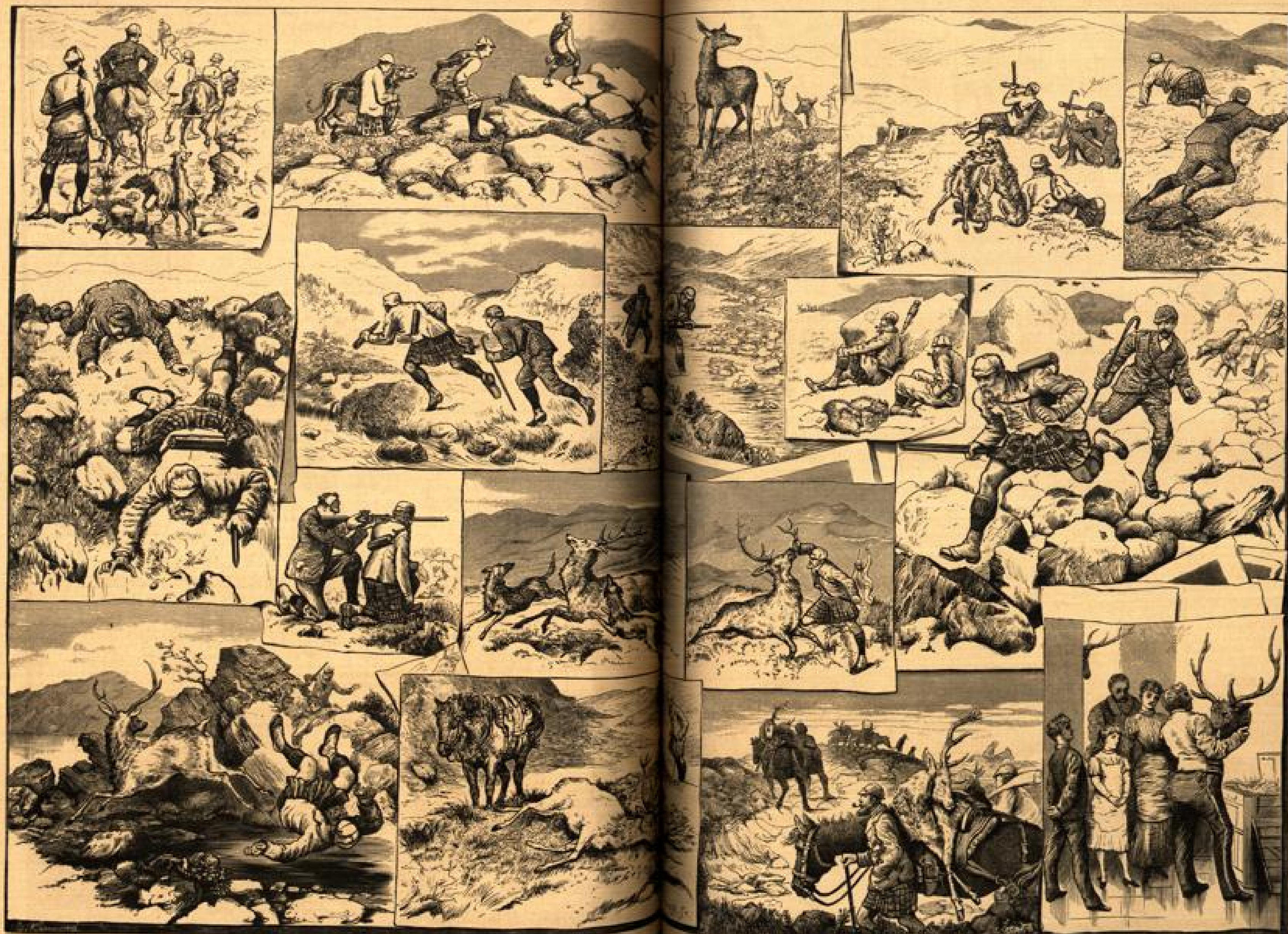
Der jähe Schreck und das kalte Bad bei großer Erhitzung und Aufregung hatten dem Baron die Besinnung geraubt und der Schlag des durch starken Blutverlust und die rasche Flucht geschwächten Hirsches nur einige Kontusionen hervorgerufen. Die Sache war unter diesen Umständen noch auffallend glücklich abgelaufen.

Als am Abend desselben Tages Lord Allen und einige seiner Jagdgenossen endlich eintrafen, fanden sie den Baron in einer sehr ungemüthlichen Stimmung, den Kopf mit Kompressen bedeckt, im Bette vor.

Der junge Salonlöwe schwur dieses halbscherische und barbarische Jagdvergnügen noch in derselben Nacht ab, und besand sich am andern Tage auf See und am folgenden in einem sehr bequemen Schlafcoupe auf der Rückreise nach — Berlin.

Vorderhand wird Baron Red von Redenberg seine Bekannten daselbst nur mit einzelnen abgerissenen Andeutungen über seine Jagdergebnisse hinhalten. Wenn aber die Gewichte der erlegten Hirsche, die Lord Allen dem Gaste als Andenken zu überlegenden versprochen hat, eingetroffen sein werden, soll ein äppiges Triumpfmahl alle Spötter und Reider vereinigen und an der Hand solcher schlagenden Beweismittel wird der glückliche Jäger dann die wunderbarsten Geschichten erzählen können von seinen — Abenteuern im Hochlande.

Fritz von Louna.



Ein guter Pädagog.

Novelle

von

H. Pöschel.

(Fortsetzung.)

Rüdiger hatte sich angeschickt, den Leuten auf's Vorderdeck zu folgen, nun stellte er sich in der Finsternis ordentlich in Kampfsposition und rief:

„Was ihr könnt, kann ich auch; wag' es noch Einer, mich zu verspotten, er soll fühlen, daß ich ein paar Häufte habe, die zussaffen können. Jetzt gehe ich mit euch, um die Wache abzuhalten.“

„Gut Einer den Jungen an! Er hat ja doch wohl Blut in den Adern, statt Milch. Nee, mein Hühnchen, so geht das nicht!“

„Aber ich will! Wage Keiner mir d'reinzureden!“ schrie Rüdiger, der sich in altem Troke gegen jede Opposition auflehnte.

Ehe der Zwist, welcher durch verstohlenes Lachen und Reden der Leute hervorgerufen, weiter ausbrechen konnte, mischte sich der Steuermann dazwischen:

„Was gibt's da? Wißt ihr nicht, wo ihr seid? Du, Steward, mach', daß Du in Dein Spind kommst, wo Du hingehörst.“

„Ich will nicht wieder in's Spind, ich gehe mit den Leuten auf die Wache,“ antwortete Rüdiger.

Ueber dieser Antwort blieb wohl einigen von den Matrosen der Atem stehen, denn der unbedachte junge Mensch, der da trotzig am Gangspill lehnte im ungewissen Dämmer-schauer der Nacht, ließ sich etwas zu Schulden kommen, das zu den größten Vergehen im Dienst zählte: Widerspruch und Widersehllichkeit gegen einen Vorgesetzten. Wäre es nicht rabenfinster gewesen, dann hätten die Leute allerdings sehen können, wie statt strenger, unglückverheißender Linien über das Gesicht des Steuermannes nur ein laustisches Lächeln lief. Freute sich der Mann doch selber über den Durchbruch gefunder männlicher Empfindung im Charakter Rüdiger's; aber nur ja nicht zeigen! Also ruhig verweisend zum Steward gesprochen:

„Du gehst in Deine Kojen, dort hat der Steward seine Wache abzuhalten, um zur Hand zu sein, wenn's nötig ist; bist allerdings bis jetzt geschont worden, wirst aber nun mit ihm, wie Dir's zukommt. Marsch, hinunter!“

Es schien, der Zwischenfall habe den besten Arzt für den unliebsamen Gast Seefrankheit abgegeben. Nichts hilft bei diesem miserabelsten aller Zustände, wo die moralische Vernichtung den Menschen tiefer quält als die körperliche, besser, wie ein gewaltiges Aufstacheln aller Geisteskräfte. Zwar sumnte und brumnte Rüdiger den Kopf, er wußte aber kaum, was es das rebellische Blut, das ihm im Kopf und Herzen siedete, oder hörte er den Klagegesang der Elemente. Nun hieß es „wachen“, allein wachen. Das Schiff schaukelte wie eine riesige Wiege, er hätte sich am liebsten platt niedergeworfen; von draußen tönte das mächtigste aller Schlummerlieder herein, in welchem die spitzen Wellen, die das kleine, runde Fenster des Gelasses erreichten, das Staccato bildeten. Finsternis weit und breit, nur aus der Kajüte fiel matter Schein von den tiefgeschraubten Lampen. Sein eigenes Lämpchen, welches am Mittelständer des Anrichtentisches in Ringen schaukelte, gab gerade hinreichend Licht, daß Rüdiger, auf seiner Kiste sitzend, lesen konnte. So verging Stunde um Stunde in tiefer Einsamkeit und die Einsamkeit ist ein gutes Heilmittel für ein wildes, troziges Herz. Zweimal ward die Stille unterbrochen, um zwei Uhr, als der Ruf „Loggen“ den Jungen mit der Logrolle an's Heck stellte, um durch diesen Apparat die Schnelligkeit des Schiffes festzustellen, dann eine Stunde später ließ der Steuermann die Virginia „anluken“. Rüdiger zeigte sich fix auf den Beinen, wenn's mit dem Marschieren auf Deck auch noch schlecht gehen wollte.

„Die Seebeine werden dem Jungen schnell wachsen,“ sagte Peter, als Rüdiger einer der Ersten auf Deck war.

Endlich vier Uhr Morgens; die erste Stunde, wo die Wache abgelöst ward. Die fahlen Tinten der Morgen-dämmerung trochen über Himmel und Meer, das Mark durchkältend und die Seele schüttelnd.

Rüdiger wollte eben mit dem erhebenden Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben, die todmüden Glieder seiner harten Matratze übergeben, die ihm nun weicher und lockender dünkte, als das beste seidene Daunebett in Onkels prunkendem Schlafzimmer. Doch er sollte noch nicht zum Schlafe kommen. Der Kapitän schellte, um sich bei der Seetoilette helfen zu lassen, denn er wollte, daß die Virginia als neues Schiff noch keine Proben von Elastizität im Sturm abgegeben hätte und der Wind an Heftigkeit mehr und mehr zunahm, das Kommando der nächsten Wache selbst übernehmen.

Wohl hatte Kapitän Werner den Wortwechsel in der Nacht vernommen und bei der Meldung durch den Steuermann erfahren, um was es sich handelte.

„Meinen Delrock, Steward! Wo sind meine Seestiefel? Junge, hättest Du nicht lange dafür sorgen können, daß sie bereit stehen? Geschwind, die Stiefel!“

„Ich weiß nicht, wo sie sind,“ stotterte der schlaftrunkene Rüdiger endlich hervor, nachdem er die Kabine mehrere Male auf und ab getorkelt, ohne die Verlangten zu

entdecken, und jetzt suchten die Augen so hilflos in dem schmalen Schiffsgemach umher, daß Kapitän Werner mit Mühe sein kurzes, herzliches Lachen unterdrückte, welches man jedesmal hörte, wenn er eine lebendige Kreatur in Nöthen sah, der er helfen konnte. Aber er fuhr barsch fort:

„Du willst zur See fahren und hast noch nicht einmal gelernt, Deine Augen zu gebrauchen? Laß mich so etwas nicht wieder hören. Willst Du ein richtiger Kerl werden, vor dem Jedermann einst den Hut ziehen muß, dann erkenne Deine Pflichten, ohne daß sie Dir täglich vorgezählt werden, und vor Allem brauche Deinen Kopf und binde die Zunge.“

Wie Pfeile trafen die Worte und thaten doch nicht weh, denn im Augenblicke ward es Rüdiger klar: nicht die Helden, die in seinen Büchern lebten, nicht Alexander und Cäsar konnten seine Vorbilder sein, sondern nur ein Lebendiger, ein Mann, der freien Hauptes über allen Menschen ragte durch Muth, Thatkraft und Gerechtigkeit; er allein, Kapitän Werner, sollte das leuchtende Vorbild werden für des Jünglings Herz.

„Na, die Stiefel, die Stiefel! Wenn sie wild wären, hätten sie Dich schon gefressen; guck doch vor Dich!“

Richtig! Dicht neben Rüdiger guckten ganz zahm und gebuldet über den Sopharand zwei Paar lange Lederohren hervor, die Gesuchten verrathend. Schnell fuhr er darauf los und entzog sie ihrem Versteck. Aber nun kam das rechte Kunststück, die Unthiere von Stiefeln auf die dazu gehörigen Beine zu bringen; wie er sich auch anstellte und drehte und wendete, seine Hände kamen mit diesen ellenlangen, ungefügen Lederschläuchen nicht zurecht.

Eine Zeitlang weidete sich der Kapitän an dem verlegenen, unglücklichen Gesichte seines Stewards, dann kommandirte er:

„Klappe die Schäfte nach außen zur Hälfte um, fasse die Ohren und halte die Stiefel offen! Du, Schlingel, hast die Stiefel steif werden lassen wie 'nen Boß, morgen wirst Du sie mit Thran schmieren, daß sie geschmeidig werden wie eine Flaggenleine! Halt' straff! uff! knuff! noch ein Ruck! Ah, endlich drin! Nun krieche in Deine Kojen und freue Dich, daß Du während dieser miserablen Schauer warm liegst.“ Mit wuchtigen Schritten, das Nachtglas in der Hand, stieg Kapitän Werner treppauf.

Wenn Rüdiger auch nicht die Empfindung erlittenen Unrechtes hatte, — selbstamerweise kam ihm seinem Kapitän gegenüber dieses Gefühl nie — so bäumte sich doch sein gesunder Menschenstolz gegen die Zumuthung, den Kammerdiener zu spielen für Kajütenkost und eine Kojen unter dem Anrichtentisch. Mannhaft zupacken, das stolze, herrliche Schiff zu leiten und zu führen durch tausend Gefahren, unter vielen Menschen sich hervorzuthun durch Muth und Kraft, deswegen war er zur See gegangen. Allein deswegen? Hatten dem dummen, hitzigen Rindsköpfe nicht allerlei verführerische Bilder von ungebundener Freiheit, von tollem Leben mit tollen Kameraden vorgegaukelt?

Dummes Zeug, er wollte ein großer Weltensfahrer werden und mußte Stiefel schmieren und Schüsseln waschen. Oh, schändliche Arbeit, wenn Thätendurst und Freiheitsdrang den Bufen schwellen! Was wohl die Kommilitonen in Berlin, die feinen Helden im Latein und am Stammtisch sagen würden? Was würde die glänzende Fee des Viktoriatheaters, oder gar die niebliche Wäscherin für Augen machen, wenn sie den Baron Rüdiger mit der Wischbürste hantieren sähen? Bah, Berlin mit seinen Schauspielerinnen, mit seinen Lateinern und „Kameelen“ lag tief unter dem Horizonte. Doch ein Ende mußte dieses Leben haben, ja ein Ende — nur Pontus zu füttern, das liebe, treue Vieh, den großen Hund, das wollte Rüdiger gern weiter besorgen — die Kapensfütterung mochte ein Anderer übernehmen. Ah, wie behaglich so eine Kojen doch ist, wenn man in kalter, brausender Morgenfrüh nach langem Wachen die Decke über die Ohren ziehen darf. Ein freier, großer, herrlicher Held mußte er werden, natürlich nichts Anderes. Alexander zog nach Persien, die Welt zu erobern; ja, blinze nur, Onkel, der Alexander bin ich.

Hinaus, hinaus in die Welt, den Erdbreis zu unterjochen; o weh, da sitzt das Schiff fest in Eis und nächtlichem Grauen, des Frostes gewaltige Macht hält es umfangen und das Fahrzeug ächzt unter seinem schweren Druck. Im ewigen Schweigen liegt das unermessliche Gefilde, nur der Nordwind segt mit eisigen Flügeln darüber hin und erstarrt das Leben der kühnen Männer. Nur Einer steht aufrecht in der Polarnacht, das Haupt gesenkt im großen, nie erreichten Gedanken und seiner geballten Hand entfahren zuckende Blitze, die die Polarnacht, das Weltall erleuchten. — Nicht Alexander, sondern Franklin eroberte den Erdbreis, brachte dem Menschengeschlecht die Leuchte der Erkenntnis. Doch der tausende Wind segte auch ihn hinweg; horch, welch' wilder, mächtiger Gesang, alle Kräfte der Natur in einer einzigen Harmonie! Es tracht und tobt, daß Balken und Masten splitttern, hinweg, hinweg Alles vom Erdboden, was Menschenhand entstammt! Doch nein, ein Mann, mit riesigen Seestiefeln angethan, ist dem allgemeinen Untergange entschlüpft und geht ruhig, gelassen über die Wasser der Tiefe hinweg. „Reeee“, brauste eine Männerstimme durch den heulenden Sturm, Kapitän Werner hatte das Kommando zum Wenden gegeben und gleich nachher sank Rüdiger wirklich in festen, tiefen Schlaf.

Wäre die Virginia, die den von Segelschiffen sehr beliebten Weg „Norden um“, das heißt um das großbritannische Inselreich herum, eingeschlagen hatte, nicht schon gar zu

nördlich gewesen, so hätte Kapitän Werner einen andern Kurs genommen und jetzt noch versucht, den Kanal zu gewinnen. Doch es sprach nichts dafür, daß dieser Plan gelingen werde, und im ungünstigen Falle blieb doppelter Zeitverlust zu beklagen. Also mußte die Unbill der nördlichen Elemente ausgehalten werden und da die Virginia sich prächtig machte, sich durchaus als tüchtiges Schiff bewährte, so herrschte trotz schlechten Wetters Frohmuth an Bord.

So viel Rüdiger auch hin und her gedacht, er fand kein Mittel, um von dem verhassten Stewardsdienst loszukommen. Es war Donnerstag, der Tag der „grauen Erbsen“, das Schiff lag schräg in einem Winkel von fast vierzig Grad im Wellengetümmel und über die schiefe Ebene des Decks balancirte Rüdiger Mittags zwölf Uhr mit einer kupfernen Terrine staunenerregender Dimension, bis zum Rande gefüllt mit einer Erbsensuppe, wie sie so delikate und kostbar nur in einer Schiffsküche unter Zuhilfenahme von zehn bis fünfzehn Pfund Speck oder Salzfleisch hergestellt werden kann. Es hängelte ihn Niemand von den Leuten, die, mit untergeschlagenen Beinen sitzend und mühsam ihre Gefäßhüllen in den Händen balancirend, bereits beim „Schöpfen“ sich wohl sein ließen. Kaum hatte er jedoch mit seiner gefährlichen Last die Kajüte erreicht, als eine schwere See das Schiff hob und nach der andern Seite überwarf, wodurch nicht nur die in hölzernen Rahmen auf dem Tische stehenden Teller, Löffel und so weiter herabgeschleudert, sondern auch die heiße Erbsensuppe mit einem tüchtigen Ruck bis auf einen kleinen Rest zu Boden flog und der unglückliche Träger derselben, durch den Stoß ebenfalls aus dem Gleichgewicht gebracht, sich unsanft in die dampfende Brühe setzte. Vor Wuth und Schmerz traten Rüdiger die Thränen in die Augen, er erhob sich aus dem glitschigen Elemente, faßte die unschuldige Suppenschüssel und schleuderte sie mit solcher Gewalt zu Boden, daß sie etliche Badel und Beulen davontrug.

„Hallo, was ist das für eine Bescherung?“ rief der Kapitän, der mit dem Sextanten in der Hand von dem Deck herunter kam, wo er versucht hatte, in einem hellen Augenblicke „die Sonne zu nehmen“, um Ort und Zeit bestimmen zu können. Er hatte die ohnmächtige Wuthanstrengung Rüdiger's gesehen.

„Ich will nicht mehr Steward bleiben, sondern arbeiten, wie es mir zukommt. Ich habe Kraft und Lust zu rechter Arbeit, aber nicht zu Weiberhantirung.“

„He, mein Eßhühnchen, jetzt müssen wir aus einer andern Tonart reden. Komm' mal her und laß Dir ein Wortchen sagen, was Dir nicht gefallen wird.“

Der Kapitän hatte ihn beim Ohr genommen und zog ihn in seine Kabine, hier fuhr er fort:

„Ich halte es Dir zugute, weil Du noch zu dumm bist, um das Ungeheuerliche Deiner Sprache zu verstehen, aber ich sage Dir: noch ein einziges Mal solcher Ton, solche Worte, ja nur das leiseste Mucken, und Du sollst kennen lernen, wie ich mir Disziplin und Gehorsam erzwingen. Erst mußt Du lernen schweigen und gehorchen, das Reden und Befehlen kommt später. Sofort schreih Du die Kajüte, bringst die Tafel frisch in Ordnung und nach dem Essen gehst Du mit Deinem Krimskram nach vorn in's Leutchenhaus. Fröh, der Deckjunge, tritt als Steward ein. Dir rathe ich aber, laß Dir nicht das Geringste fern zu Schulden kommen, es möchte nicht wieder so gnädig abgehen.“

Als Kapitän und Steuerleute endlich des verspäteten Mittagmahles theilhaftig wurden, sagte Ersterer: „In dem Rüdiger steckt gute Art, wenn der nicht noch 'mal der beste Seefahrer von einem Pol zum andern wird, will ich nie wieder 'ne gute Fracht kriegen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bianca.

(Bild S. 445.)

Sie wanderte heimwärts. Heimwärts — wohin? Sie mußte es und mußte es doch nicht. Bianca, die „Weiße“, nannten sie die Leute, obwohl ihr Teint von der heißliebenden Sonne gebräunt war. Aber es war nicht der bronzene Teint der echten Italienerin, nur der Ruch der Sonne hatte sie zu dem gemacht, was sie war. Sie war lilienweiß gewesen als Kind und ihre Lippen waren von dem goldigen Schimmer der Kasanien. Das machte, ihre Mutter war eine Deutsche gewesen, eine vornehme, große Frau, und sie sah sie ähnlich.

Die vornehme Dame war nach Italien hinabgekommen, reich, frei, schön, jung, mit ihrer Gesellschafterin und ihrer Dienerin weit hinunter, bis nach Sizilien, wo die riesengroßen weissen Klippen so sah in's Meer hinausduften. Dort hatte sie in einem kleinen Palermos einen jungen Tenor gesehen, welcher die kleinen Partien des Arturo in der „Lucia“ und dergleichen sang. Ein wunderbarer schöner Mensch mit einer jener kleinen, weichen Stimmen, wie sie jeder Sizilianer auf die Welt mitbringt und wie sie John für die Bühne zu befähigen scheint, ohne ihm aber jemals zu rühmtheit, Reichthum oder Genügen zu verschaffen.

Sie war frei und jung und reich. Die ganze Welt stand zu Gebote und sie konnte das Höchste nehmen, was sich ihm Wunsche bot. Was es der Duft der Rosen, die Freilichkeit der Augenblicke oder der Jubel der Musik? Wie sie ihn an einem der nächsten Tage in einer Soirée traf, sagte sie ihm:

„Sie haben eine große Zukunft!“

Sie war schön und blond. Der Italiener schelte sie nie

Die schöne Wittwe.

Roman

von

C. S. v. Dedentoff.

Vierzehntes Kapitel.

Helene Schubert hatte nicht in einer Aufwallung der Leidenschaft, sondern in klarem Bewußtsein der möglichen Folgen ihrer Worte der Baronin angedeutet, welche Grenze ihre Fügsamkeit den Launen derselben gestatte. Wie schwer ihr auch der Gedanke wurde, sich eine andere Stellung suchen zu müssen, so war sie sich doch dessen klar, daß wenn ihr Selbstgefühl die erste persönliche Beleidigung nicht gebührend zurückweise, Ella sehr bald keine Schranken mehr kennen werde, ihre Launen nach Belieben auszulassen.

Helene hatte, wie wir oben schon angedeutet, herbe Schicksale erlebt, sie hatte sich mit der Resignation eines Herzens, das seine schönste Hoffnung begraben, in die Lage einer abhängigen Person, die um der Existenz willen sich der Laune einer Herrin fügt, gefunden, aber mit jedem Tage, der ihr tiefere Einblicke in das Innere Ella's bot, war ihre Theilnahme, ihre Anhänglichkeit, ihr Interesse für dieselbe größer geworden. Das in Schönheit prangende, reiche, gefeierte Weib war fast unglücklicher als sie, es fehlte ihm Alles, was dem unruhigen Herzen einen Halt verleiht.

Zum ersten Male fuhr Ella heute aus, ohne ihre Begleitung zu wollen, ohne zu sagen, wohin sie sich begeben. Ella hatte ein Gespräch mit Alm geführt, das sie erregt, sie hatte geäußert, daß sie möglicherweise erst gegen Abend zurückkehre, Helene mußte den Schluß ziehen, daß Ella's Stolz jede weitere Verhandlung mit ihr verschmähe, daß die Baronin vielleicht ausgefahren, sich einen Ersatz für sie auf der Stelle zu verschaffen.

Helene mußte sich mit dem Gedanken beschäftigen, wo sie ein neues Asyl finden werde, wenn Ella ihr bei ihrer Rückkehr erklärte, sie stelle es ihr frei, ein anderes Engagement zu suchen. Erst jetzt fühlte sie es ganz und voll, wie theuer ihr Ella geworden, und die Ueberzeugung, Ella werde schwerlich Jemand finden, der es so treu mit ihr meine, wie sie, ließ sie fast mehr an die Baronin denken, als an ihre eigenen Interessen.

Helene hatte sich in die Laube auf der Terrasse gesetzt und war in solche Betrachtungen versunken, da trat Alm zu ihr. Helene hatte vom ersten Augenblick an, wo sie ihn gesehen, einen instinktiven Widerwillen gegen diesen jungen Mann gefühlt, der, geschmeidig und entgegenkommend gegen die Launen der Baronin, sich beeifert, den Hörster zu verdrängen, und der ein in der Erregung gefallenes Wort der Baronin dazu ausgebeutet, den Hörster zur Verzweiflung zu treiben. Helene wußte es, daß trotz des Befehls, den Ella später gegeben, Zornau unbefellig zu lassen, wenn er sich wieder auf dem Gute oder in der Hörsterei zeige, der Inspektor unter dem Vorwande, er müsse die Baronin gegen einen möglichen Insult schützen, Maßregeln angeordnet, auf Zornau vigiliren und ihn ergreifen zu lassen, wenn man ihn auf Liebessteiner Grund und Boden ertappe.

„Ich werde die alten Tafeln mit der Inschrift: ‚Verbotener Weg‘, die früher bei Anwesenheit der Herrschaft die Anlagen sperrten, heute wieder aufstellen lassen,“ redete Alm Helene an, „ich denke, wenn es geschehen, wird die Baronin nichts dagegen haben.“

Helene zuckte die Achseln. „Ich kann darüber nichts sagen,“ versetzte sie, „aber ich glaube, wer in böser Absicht nahen will, kehrt sich nicht an die Tafeln.“

„Das mag sein, aber die Warnung berechtigt mich und die Leute der Baronin, Jeden, der die Anlagen unbefugt betritt, festzunehmen.“

„Die Frau Baronin hat verboten, den Hörster zu verhaften, und gegen diesen ist die Sache doch wohl gemünzt!“

„Auch gegen Andere. Unter uns — der Herr Barning, dem die Baronin die Thüre gewiesen, streift hier in verdächtiger Weise umher. Das will ich ihm legen.“

Helene blinnte überrascht, nicht ohne Empörung auf.

„Die Baronin,“ antwortete sie, „hat das Betreten der Anlagen den Kurgästen von L. gestattet; ich glaube schwerlich, daß sie es verzeihen würde, wenn Jemand Herrn Barning unhöflich entgegen träte.“

„Also nicht — das wollte ich wissen,“ lächelte Alm.

„Sind Sie aber dessen auch gewiß?“

„Fragen Sie die Baronin!“ entgegnete Helene abweisend, unmutig.

„Fräulein Schubert, wir ziehen Beide denselben Strang, es ist vielleicht unser Beider Vortheil, wenn wir zusammenhalten. Die Frau Baronin wechselt ihre Launen und da ist Keiner sicher, es ihr recht zu machen. Erst sollte ich ihr den Hörster unter allen Umständen aus dem Wege schaffen, jetzt, wo von dem nachsichtigen, wüthenden Menschen Alles zu befürchten ist, soll ihn Keiner anrühren, passiert ein Unglück, so heißt's, ich hätte besser aufpassen sollen. Der Herr Barning, der Justizrath und der Hörster stecken alle Drei zusammen. Mich geht's eigentlich nichts an, ich werde nicht lange mehr hier bleiben, ich mag nicht zwei Herren dienen, von denen der eine das Gegentheil von dem fordert, was der andere will, aber so lange ich hier mein Amt verwalte, dulde ich das Umherschleichen und Horchen von dem Herrn Barning nicht, habe das auch der Frau Baronin in's Gesicht gesagt.“

Helene blinnte überrascht auf.

„Ja,“ fuhr Alm fort, „ich habe es ihr heute gesagt, und sie will den Mann dabei ertappt sehen. Ich soll's geheim halten, aber ich möchte wissen, ob ich mir die Finger dabei verbrennen kann oder nicht. Ist es wahr, daß der Justizrath hier mehr zu sagen hat als die Baronin, steht es faul mit ihrem Prozeß?“

Die dreiste Unverschämtheit, mit der Alm sich in ihr Vertrauen zu drängen suchte, empörte Helene, aber ebenso bestreudend und überraschend war es für sie, zu hören, daß Barning der Spionage verdächtigt wurde, und daß Ella sich mit Alm verabredet, ihn dabei zu ertappen.

Sprach der Inspektor die Wahrheit — und es war nicht anzunehmen, daß hierin ein Zweifel möglich — so war Helene der Argwohn Ella's erklärt, derselbe hatte einen andern Charakter, als Helene hatte annehmen dürfen; die Baronin muthmaßte, daß Barning Helene zur Vertrauten seiner heimlichen Hoffnungen oder Pläne gemacht, nicht boshafter Hohn, sondern bitterer Vorwurf hatten Ella ihre verkehrenden Worte diktiert.

Helene hätte unmöglich der Baronin gegenüber so warm für Barning das Wort führen können, wenn sie nicht die feste Ueberzeugung gehabt, daß derselbe ein Ehrenmann; es hatte Helene schon Billi empfohlen, daß derselbe ein Freund Frelich's, dessen gute Absichten Ella nur aus Eigensinn nicht anerkennen wollte. Es konnte nichts Unehrenhaftes, nichts Böses sein, was Barning in die Nähe Ella's zog, das aber schien Helene zweifellos, daß Ella keine unglücklichere Wahl eines Vertrauten hätte treffen können, als es hier geschehen.

„Ich besitze weder das volle Vertrauen der Baronin,“ antwortete sie, „noch würde ich, wenn ich mir ein Urtheil über ihre Privatangelegenheiten gebildet, darüber sprechen. Den Rath darf ich Ihnen jedoch aus innerster Ueberzeugung geben, hüten Sie sich, einer augenblicklichen Stimmung der gnädigen Frau allzu eifrig Rechnung zu tragen.“

„Ich verstehe, ich soll mich vor dem Mohrendant hüten. Ich wollte mich auch nur dagegen sichern, daß es heißen könnte, ich hätte Handel mit Herrn Barning gesucht, weil er der Freund des Herrn Frelich; die Frau Baronin könnte es vergessen, daß sie mir unter vier Augen Befehl gegeben, den Mann zu stellen. Sie waren gestern auch in Gnaden und sitzen heute hier allein —“

Helene erhob sich, sie fühlte instinktmäßig, daß eine versteckte Absicht Alm leitete, in einem Momente Beziehungen mit ihr anzuknüpfen, wo er sie mit der Baronin zerfallen glaubte. Die Enttäuschung in seinen Zügen, als er bemerkte, daß sie unzugänglich für ihn war, bestätigte diesen Argwohn.

„Brechen wir ab,“ sagte sie, „ich kann Ihnen weiter keinen Rath geben.“

„Wie Sie wollen,“ rief Alm, „ich dachte, wir könnten Beide einander helfen. Sie hätten Barning einen Wink geben können, wenn Sie meinen, daß es besser ist, wenn ich ihn nicht treffe. Sie können mich jetzt bei der Baronin verklären, daß ich geplaudert.“

„Ich werde Ihr Vertrauen nicht missbrauchen, seien Sie darüber beruhigt,“ antwortete Helene und entfernte sich. Wenn sie jedoch ihrem Gefühl in so weit gefolgt war, um ein Gespräch, das einen bedenklichen Charakter angenommen, abzubrechen, so beschäftigten sie die Worte Alm's, sie könne Barning warnen, um so lebhafter. Es schien dieß gut gemeint, vielleicht hatte sie Alm doch falsch beurtheilt, der junge Mann war dadurch, daß er den Wünschen der Baronin in Bezug auf den Hörster zu eifrig nachgegeben, gewarnt, er fürchtete, abemals Unbath zu ernten. Es war Ella zuzutrauen, daß sie in ihrer gereizten Laune Befehl zu schroffem Auftreten gegen Barning gegeben.

Helene schwankte lange Zeit, ob sie richtig handle, wenn sie den Wink Alm's befolge, aber das Gefühl, kein Recht mehr dazu zu haben, eigenmächtig in Ella's Interesse zu handeln, ward um so lebhafter, je länger die Baronin ausblieb. Das war keine gewöhnliche Spazierfahrt, Ella hatte das Schloß jedenfalls in der Absicht verlassen, entscheidende Arrangements in ihren Angelegenheiten zu treffen, sei es nun, daß sie eine andere Gesellschafterin suchte, daß sie mit Frelich konferirte, oder gar einen Besuch auf der Hochburg machte, oder sonst wie einen Schritt that, der dem Prinzen gestattete, sich ihr von Neuem zu nähern — bei Ella's Launenhaftigkeit war ja Alles möglich. — Die Eifersucht war längst vorüber, Ella kehrte nicht heim, die Ungewißheit über ihre Lage ward Helene in den Stunden der Einsamkeit immer peinlicher, drückender, als endlich der Abend herannahte und die Baronin noch nicht zurückkehrte, beschlich Helene die Unruhe, es könne Ella ein Unfall begegnet sein.

Helene begab sich auf den Hof, zu den Scheunen, sie hoffte, Alm zufällig zu begegnen und mit ihm über ihre Befürchtungen zu sprechen, aber sie fand ihn nicht, und als sie nach ihm fragte, wollte ihn Keiner während des Tages gesehen haben. Sie wanderte hinaus in's Freie, da endlich erblickte sie von einem Aussichtspunkt den Wagen der Baronin, endlich kehrte Ella zurück, aber an ihrer Seite saß ein junges Mädchen in schwarzer, einfacher Kleidung — das war kein Gast. Helene fühlte es bitter ihr Herz durchfluten, das war eine Person, welche wahrscheinlich ihre Stelle ersetzen sollte, Ella hatte rasch und schroff gehandelt, wie immer — das war die Antwort auf ihre Kündigung.

Helene kehrte in's Schloß zurück, sie vermochte dasselbe eher zu erreichen als der Wagen, sie flüchtete auf ihr Zimmer.

Auf einem Mississippi-Dampfer.

(Bild S. 452.)

„Ich weiß,“ sagte er, „eine Zukunft in der Liebe?“

Sie mußte über diese Dreistigkeit, die dem Schönen herrlich zuwiderlief, lächeln.

Sie sprachen weiter mit einander.

Daß sie einander eines Tages heiratheten, war natürlich. Daß sie einander — die Fremdgeborenen — bald hielten, war ebenso natürlich. Daß sie sich trennten und die „getäuschte“ Gräfin nach Frankreich zurückkehrte und der Italiener das Kind dieser Ehe bei sich behielt, war die Folge. Er kam bald von Vahne zu Vahne, zuletzt zog er mit Giuseppina, der „Weißen“, von Gasthof zu Gasthof, und sie sang den Leuten zur „Cetra“ vor. Dann starb er, und sie wollte hinaufwandern in das Land ihrer Mutter. Wie sie vom Meere Abschied nahm und in die grauen Wolken stieg, welche die Alpen des Nordens krönten, überkam sie eine seltsame Angst.

Da kam ein Bursche des Weges einher, gar braun und schön, er wanderte nach dem Süden. Im Norden geboren von fahrenden Leuten, hatte er die Heimat seiner Väter niemals gesehen und wanderte jetzt derselben zu. Den „Braunen“ hatten die Leute im Norden den Knaben genannt, wie sie im Süden das Mädchen „la bianca“, „die Weiße“, genannt hatten.

Er fragte das Mädel nach dem Wege.

Sie zeigte ihm denselben und lächelte.

Er dankte und wanderte langsam weiter, immer langsamer, er wandte sich um nach ihr und lächelte auch. Dann blieb er stehen und sie machte zögernd und faul einige Schritte zurück...

Sie blieben beisammen immerdar — ein paar glückliche Wanderer, ohne Heim und ohne Sorgen, mit viel Leid und viel Freud'.

G. Saliger.

Im fernen Minnesota, auf der Wasserscheide der nach der Hudsonbai und der nach dem Golf von Mexiko fließenden Gewässer, so dicht bei der Quelle des Red River of the North, daß in der feuchten Regenzeit die Wasser beider Flüsse vermischen, entspringt der Vater Mississippi. Dort an der Quelle, gegen 600 Kilometer von der Mündung, ist er ein kleines, aus einem unbedeutenden Sumpfe fließendes Bächlein, das so lange durch Sumpfe und kleine Seen sich windet, bis es sich zum Itasca-See erweitert, aus dem bald ein ansehnlicher Strom hervorgeht. Anfangs ist sein Lauf ein nördlicher und führt durch die Seen Gash, Sandy und andere, dann aber wendet er sich südwärts und wälzt seine Fluten, nachdem er mehr als 18 Grade durchlaufen, nach dem Golf von Mexiko. Zwischen der Quelle und den St. Anthony-Fällen von Minneapolis ist sein Lauf von Fällen und Katarakten unterbrochen, von denen indessen nur die Pecogamajälle, 1050 Kilometer nördlich von St. Anthony, Beachtung verdienen. Von Minneapolis an ist der Fluß schiffbar.

Durch die ausgedehnte Schiffbarkeit aller der zum Mississippi gehörenden Ströme ist das ganze System von einer Wichtigkeit, wie kein anderes der Erde, und es wird daher unseren Lesern willkommen sein, durch Bild und Wort Einiges über dieses mächtigste Stromgebiet der Welt und das sich innerhalb desselben abspielende Verkehrsleben zu erfahren.

Unterhalb der Red-Rivermündung in Louisiana theilt sich der mächtige Strom in unzählige Arme, welche in den mexikanischen Golf münden. Zu beiden Seiten des unteren Stroms ziehen sich unregelmäßige Bänke hin, die Mississippi-Fluß, zwischen denen er in vielfachen Krümmungen fließt, was seinen Lauf wesentlich verlangsamt. Weiterhin fassen den Strom zu beiden Seiten Rohr- und Cyperuswälder ein, innerhalb deren sich halbkreisförmige Seen vertheilt finden — verlassene Stüde des Flußbettes. In ihnen hausen die Alligatoren und das wilde Geflügel, welche die dort den Dampfbooten hieher zurückgezogen haben. Diese Sumpfe werden, auch die ganze Umgebung, bei Hochwasser überflutet und aus der breiten Wasserfläche ragen dann die Wälder heraus. Dieß geschieht namentlich nach der Schneeschmelze im Frühjahr, und dann bricht der Strom zuweilen auch durch die Schuttbänke, Kulturstrecken werden vernichtet oder doch bedroht und nur durch schnell aufgeworfene Dämme gerettet. Beständig sammeln sich im Mississippi Mengen von Baumstämmen, welche von den unteren Stromen herströmen in ihn stürzen, sie werden den Strom unpassbar gemacht, bleiben aber oft mit ihren Wurzeln auf dem Grunde hängen und ihre ganz oder zum Theil verdeckten, stromwärts gerichteten Wipfel schwanzen, durch den Strom bewegt, auf und ab. Sie heißen Snags und sind namentlich des Nachts sehr gefährlich; jetzt sorgt man aufmerksam für die Beseitigung dieser Hindernisse. Von St. Louis ist der Mississippi die Hauptverkehrsader für den Handel des ganzen Südens. Zwölftausend Dampfer mit einer Viertelmillion Tonnen Gehalt befahren den Fluß der Ströme, und tausend Barken mit nahezu zweihunderttausend Tonnen. Die bedeutendsten, zwischen Cincinnati und New Orleans fahrende Dampfschiffgesellschaft ist die Southern Transportation Line, die bedeutendsten St. Louiser Linien sind jedoch die Anchorlinie und die Countylinie mit ihren großen, prächtigen Dampfern für den Personentransport, und die Mississippi Valley & Lumber Transportation Company für den Frachtverkehr. Solche, mit allem erdenklichen Comfort eingerichtete Personendampfer haben im hundert bis tausend Personen Platz.

Auf den Booten kann man im Laufe der Fahrt vortreffliche Studien an den zahlreich aus- und einsteigenden Passagieren und Reisenden machen; bisweilen geht es lustig her, denn die unterhaltende Fahrt an den blühenden Mississippi-Flüssen vorüber und die Versegung befördern die gute Laune. Namentlich beliebt ist bei den arbeitenden Klassen und den mitreisenden Farmern das Unterhalten der Regierjäger, welche zu Kastagnetten und Bohnen ihre tomschen Weisen zum Besten geben. An jeder Station kommt ein Zeitungsjunge an Bord, welcher die Tagesneuigkeiten des Blattes seiner Vaterstadt zum Verlaufe ausbreitet. R. O.

Denkvers.

In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.

mer, sie bedurfte der Sammlung, sie wollte wenigstens äußerlich gefaßt vor Ella erscheinen.

Der Wagen mußte längst im Hofe sein, aber die Baronin ließ sie nicht rufen. Es wäre Helenens Pflicht gewesen, die Baronin zu erwarten; Ella konnte ihr den Vorwurf machen, daß sie sich suchen ließe, wenn man sie gebrauche; Helene mußte sich entschließen, den schweren Gang zu thun, ohne vorher wenigstens Gewißheit darüber zu erhalten, wer die Fremde sei, welche Ella mitgebracht.

Sie schritt die Treppe hinab, sie trat in das Wohnzimmer der Baronin und traf Ella allein.

„Sie hatten mich wohl noch nicht erwartet?“ fragte Ella mit Ironie und sie schien sich an der Betroffenheit Helenens zu weiden; „ich bin schon hier und habe es der Wirthschafterin übertragen, einen Gast unterzubringen, den ich mitgebracht.“

„Verzeihen Sie mir,“ stotterte Helene. „Ich fühle mich heute nicht ganz wohl, ich war auf mein Zimmer gegangen, als ich Sie den ganzen Tag über vergeblich erwartete.“

„Ich hatte Geschäfte,“ versetzte Ella, deren Antlitz ungewöhnlich heiter und beinahe übermüthig strahlte. „Wenn Ihnen nicht wohl, liebes Fräulein, so will ich Sie auch für den Abend nicht in Anspruch nehmen.“

„Ich werde nachsehen, ob Ihr Gast seine Bequemlichkeit gefunden.“

„Das ist nicht nöthig, bemühen Sie sich nicht,“ rief Ella. „Die junge Dame, die ich mitgebracht, fühlt sich abgespannt, lassen Sie dieselbe ungestört, die Wirthschafterin wird ihr den Thee senden und für Alles sorgen.“

„Wenn die Frau Baronin es verbieten,“ antwortete Helene, tief verletzt durch den Gedanken, daß man sie schon heute ihrer Pflichten entbinde, „so gehorche ich.“

„Sie sind sehr empfindlich, aber wenn Ihnen nicht wohl, so entschuldige ich das. Es kann Sie doch nicht verletzen, wenn ich Sie von Bemühungen entbinde, welche die Wirthschafterin ebenso gut erledigt? Pflegen Sie der Ruhe, gehen Sie früh zu Bett, Sie sehen wirklich leidend aus, werden Sie mir nicht krank, Helene. Für heute also gute Nacht! Mir ist es ganz recht, allein zu sein, ich habe über Manches nachzudenken; hoffentlich ist Ihnen morgen wieder wohl, dann werde ich Ihnen erzählen, was mir heute begegnet ist, welche Arrangements ich getroffen.“

Helene verneigte sich; in dem festen Glauben, die Ba-



Professor Dr. Ernst Schweninger. (S. 454.)

ronin wolle ihr es heute noch verschweigen, daß sie sich eine andere Gesellschafterin gewählt, konnte es Helene nur willkommen sein, von der Pflicht entbunden zu werden, Ella Gesellschaft zu leisten, es wäre ihr das um so peinlicher gewesen, als die Baronin durch ihre ganze Haltung und Stimmung verrieth, wie sie sich von dem, was sie heute gethan, befriedigt fühle und vielleicht schon mit Genugthuung daran denke, Helenen morgen eröffnen zu können, ihre Stelle sei besetzt, die Baronin halte Niemand, dem es nicht bei ihr gefalle.

Helene entfernte sich, aber es wäre ihr nicht möglich ge-

wesen, jetzt im schwülen Zimmer zu verweilen, sie eilte über die Terrasse in's Freie, am liebsten wäre sie wer weiß wie weit geflüchtet, hätte das Schloß nie wieder gesehen, Ella es erspart, ihr den Abschied zu ertheilen.

Das Herz war ihr zum Ersticken voll. Das hatte sie denn doch nicht gedacht, daß es Ella so leicht werden könne, sie gehen zu heißen, wie eine Magd. Das hatte sie nicht verdient.

Es war ihre erste Stellung in fremdem Hause, die so enden sollte, wie sollte sie den Muth finden, sich eine andere zu suchen!

Sie schritt den einsamen Pfad durch hohes Tannenholz, der am Höhenrücken entlang führte, die Sonne war jenseits der Berge untergegangen, tiefes Dunkel hüllte den Wald in gespenstische Schleier, man hörte nur das Rauschen der Bäume, das Murmeln des Waldbaches in der Tiefe.

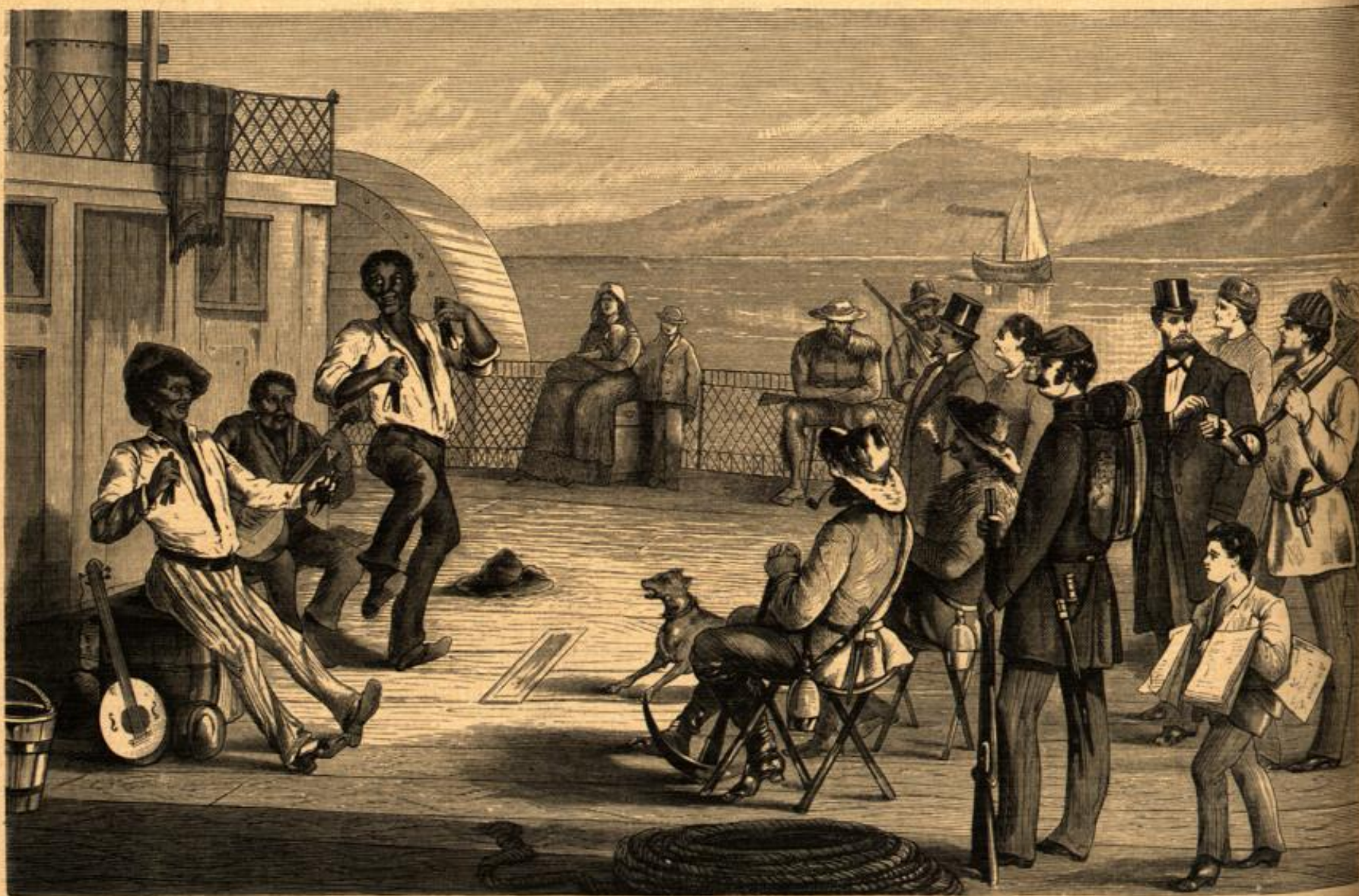
Plötzlich stockte ihr Schritt. Ein Mann kam des Weges, sie hörte den Kies unter den festen Tritten knirschen. Sie vermochte weder ausweichen, noch sich zu verbergen, denn der Pfad schlängelte sich zwischen steil anstrebendem Felsenstein und dem Abgrunde hin, aber sie fürchtete auch keine Begegnung mit einem Menschen. Wer hätte ihr etwas zuleide thun sollen?

Der Wanderer kam näher, er bemerkte trotz der Dunkelheit das helle Gewand Helenens, er stutzte — er schien eine Begegnung zu scheuen, er schien umkehren zu wollen.

Wenn es Barning wäre! Der Gedanke durchzuckte Helene wie ein Blitz, ihm hatte sie behauptet, er schleiche hier allabendlich umher. Vor wenig Stunden hatte sie den Gedanken, ihn zu warnen, verworfen, da hatte sie es nicht für passend gehalten, ihm, dem Fremden — ein Avertissement zu senden — traf sie ihn jetzt

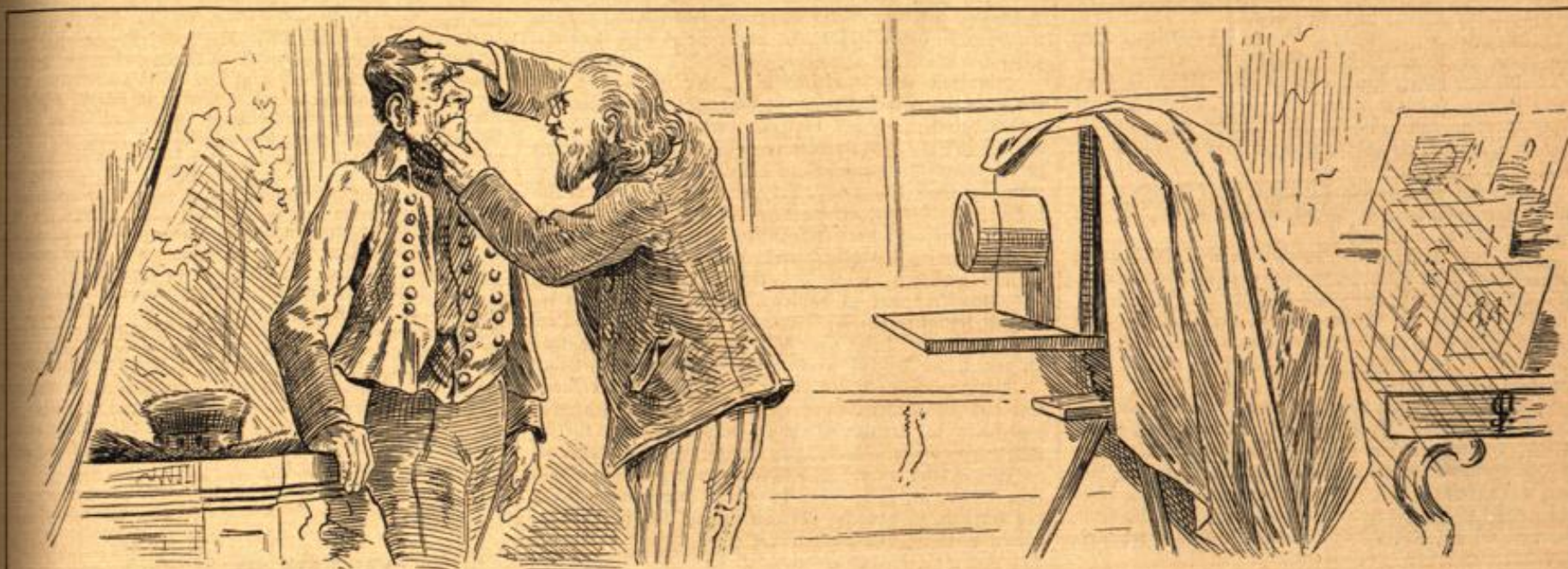
zufällig und fügte es sich, daß Ella auf irgend eine Weise davon Kenntniß erhielt, so mußte die Baronin argwöhnen, Helene habe sie betrogen, habe sich in Folge einer Verabredung mit Barning getroffen.

Das Blut stieg ihr in's Antlitz, aber ihr Gefühl empfand sie auch dagegen, um eines möglichen Verdachtes willen einer Begegnung zu entfliehen, die sie gewünscht. Jetzt gönnte sie es Ella nicht mehr, Barning zu ertappen, jetzt war sie auch der Baronin kaum noch Rücksichten schuldig, wohl aber Dem, der ihr gestern sein Vertrauen bewiesen.

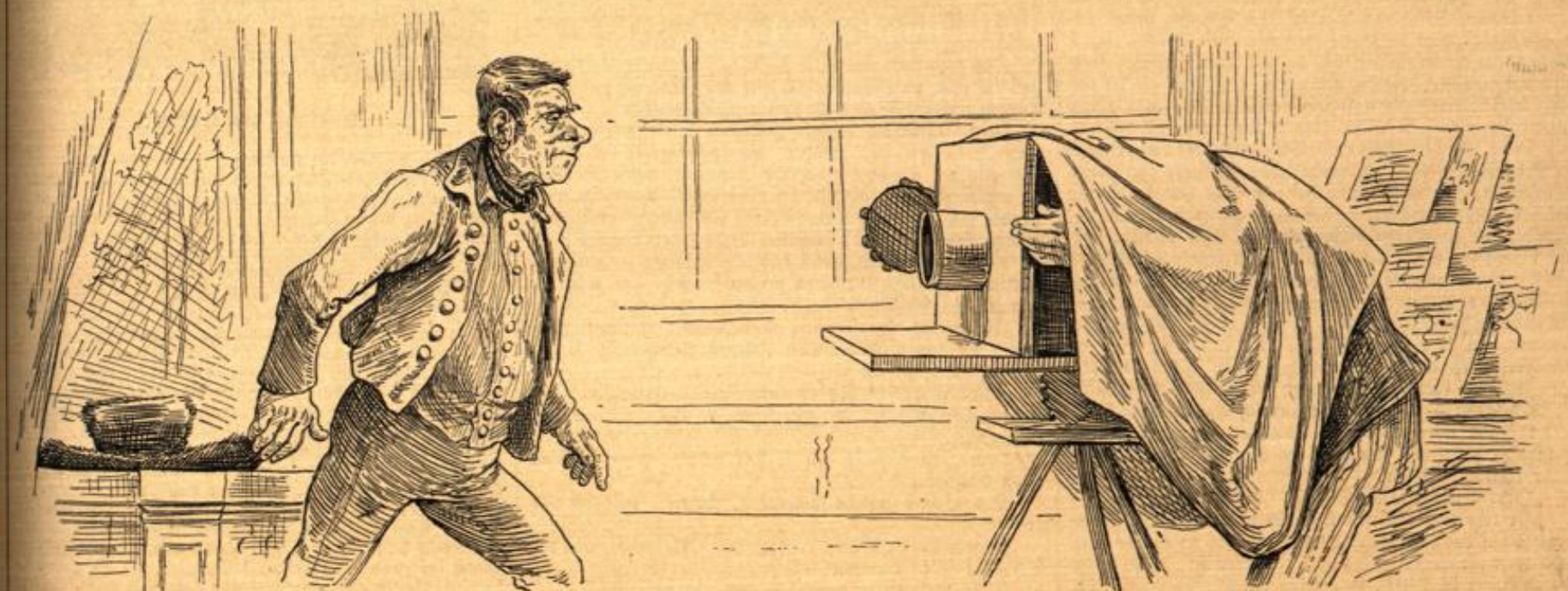


Auf einem Mississippi-Dampfer. Nach einer Skizze von Peter Krämer. (S. 451.)

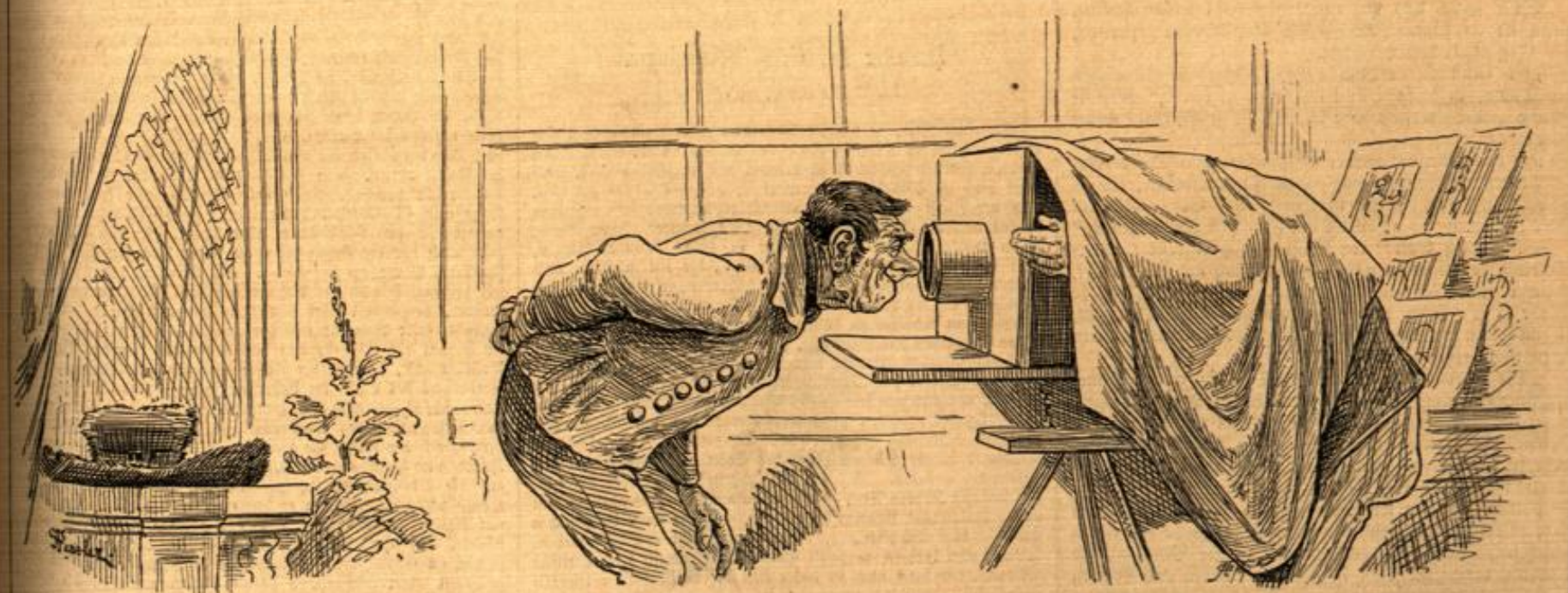
Beim Photographen. Originalzeichnung von S. Fehler.



„So, Herr Vetter, wenn ich drei zähle, dann thun's nur hübsch aufpassen und recht freundlich dreinschauen —“



„Also: eins — zwei —“



„— drei!“

Und sie täuschte sich nicht, als sie einen Schritt näher trat, erkannte sie die hohe Gestalt Willi's, sie sah, daß er sich umgedreht, daß er entfliehen wollte, leise rief sie seinen Namen.

Willi horchte auf, er kehrte zurück, er näherte sich zögernd, als traue er dem Rufe nicht, als schwankte er, ob er nicht besser gethan, zu verschwinden.

„Ein Wort, Herr Barning,“ redete ihn Helene an, „ich bin allein, die Baronin ist im Schlosse.“

Willi trat näher, sein Antlitz glühte. „Ah,“ sagte er, „Sie sind es, Fräulein Schubert? Ich fürchtete schon, die Frau Baronin hätte entdeckt, wer hier in ihren Anlagen noch so spät wandelt, und könnte es mißdeuten, daß ich ihre Nähe nicht respektire.“

„Ihre Annahme täuscht Sie nicht, Herr Barning, und da ich Sie zufällig treffe, möchte ich Sie warnen, sich Unannehmlichkeiten auszuweisen.“

„Ich habe heute zum ersten Mal eine Tafel bemerkt, welche einen Weg durch die Anlagen verbietet, gerade heute aber bewegt mich eine besondere Unruhe, ein Interesse für die Person und die Angelegenheiten der Frau Baronin geltend zu machen, das — ich versichere es Ihnen bei meiner Ehre! — dem Respekt nicht zu nahe tritt, den die Frau Baronin fordern darf.“

„Ich glaube Ihnen das gern, Herr Barning, und nur das Vertrauen auf Ihren Charakter gibt mir das Recht, Ihnen zu verrathen, daß man Ihre abendlichen Besuche der Umgegend des Schlosses mißdeutet, daß der Inspektor Auftrag hat, Sie zu stellen. Sie bin überzeugt, daß keine bösen oder unerlaubten Absichten Sie herführen, aber die Frau Baronin ist mißtrauisch, sie argwöhnt, daß man neugierig ihre Wege und Worte belauscht.“

„Und sie hat Ihn beauftragt, sie vor Neugierigen zu schützen?“ rief Willi — „ich danke Ihnen, Fräulein Schubert, ich werde nie wieder diese Wege betreten. Ich kann dreist und zudringlich sein, wo ich Hoffnung habe, daß meine redliche Absicht dabei einmal Anerkennung findet; ich wußte nicht, daß die Frau Baronin einen Freund ihres Vermundes, einen Mann, der mit ihr blutsverwandt, trotz aller Vorurtheile, die sie gegen ihn hegt und die ich ihr nicht übel nehme, niedriger und gemeiner Intrigen fähig hält. Ich wollte sie wider ihren Willen davon überführen, daß sie in schlechten Händen. Der Inspektor, der auf den Förster vigiliren läßt, als müsse er die Baronin vor einem Mörder oder Brandstifter schützen, ist nicht nur ein Spionhube, der sich bereichert, er hat einen ehrlichen Mann verkannt und zur Verzweiflung gebracht, weil derselbe ihm auf die Finger sah. Der Inspektor hat irgend etwas vor, das er dem Förster in die Schuhe schieben will, ihn völlig zu verderben; das ist der Argwohn, der mich veranlaßt, hier des Abends umherzustreifen; ich will hinter die Schliche kommen, ihn an Bösem verhindern, ihn entlarven, wenn er den Förster abermals falsch anklagen sollte. Ich habe heute eine seltsame Entdeckung gemacht. Der Graf Sternheim ist im Schloß — aber ich thue Unrecht, ohne Beweise Argwohn gegen einen Mann zu erwecken, den ich mir zum Feinde gemacht und dem die Frau Baronin wahrscheinlich mehr vertraut als mir.“

„Graf Sternheim im Schloß? Unmöglich!“

„Er war in der Försterei, ich folgte ihm, der Inspektor brachte ihn auf Umwegen in's Schloß, und ich mußte mich sehr irren, wenn er nicht noch dort verweilt, wenn nicht irgend etwas im Werke, was gegen den Förster gemünzt ist. Ich habe es von Ihn sagen hören, daß er noch Jemand hier auslaunern möchte, ich argwöhnte, daß ich damit gemeint, aber freilich, wenn die Baronin ihn beauftragt, mir nachzustellen, so erfüllt er nur seine Pflicht.“

Willi sprach das mit einer Bitterkeit, welche Helene, wenn sie an seinem Interesse für die Baronin gezweifelt, das Gegentheil bewiesen hätte.

„Es ziemt mir eigentlich wenig, über die Schwächen der Dame, in deren Dienst ich stehe, zu reden,“ versetzte Helene, „aber einerseits habe ich mich nie gescheut, ihr meine Meinungen offen zu bekennen, andererseits glaube ich, daß ich nur durch Angabe meiner Wahrnehmungen Sie verhindern kann, die Baronin ungünstiger zu beurtheilen, als sie es verdient, und ich bin überzeugt, daß Sie, sowie der Herr Justizrath, es aufrichtig mit Frau von Lieben meinen.“

„Das weiß Gott!“ rief Willi. „Ich begreife die Verblendung der Baronin nicht; wenn freilich ihr Feind wäre, wenn er nur Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, so würde er eine Frau, die seine Warnungen nicht hören will, die an seinen pflichtgemäß abgegebenen Erklärungen zweifelt, ihren Rathgebern überlassen.“

„Die Baronin besitzt die Schwäche, in einem einmal begonnenen Kampfe die Waffen nicht strecken zu mögen, wenn sie auch einsieht, daß sie erliegen muß,“ versetzte Helene, „ich glaube beobachtet zu haben, daß sie es bereut, nicht früher auf Unterhandlungen eingegangen zu sein, ihr Stolz würde sich auch weniger gegen Nachgiebigkeit sträuben, wenn sie mit wirklichen Feinden zu thun hätte und nicht mit Personen, welche verkannt zu haben sie sich einzugesuchen sträubt. Glauben Sie mir, Herr Barning, die Baronin verleugnet selbst in ihren Schwächen und Fehlern niemals den Charakter einer edlen Natur, sie wird selbst in ihren Aufwallungen nie von unlauteren Motiven geleitet; sie hat Bitteres und Schweres erlebt, sie läßt sich durch die Scheu, in ihrem Vertrauen getäuscht zu werden, durch den Argwohn, daß man ihre Güte mißbrauchen will, zu Schwächen verleiten, aber sie ist die Erste, die dann daran denkt,

ein begangenes Unrecht wieder auszugleichen. Sie trägt Ihnen keinen Groll nach, obwohl es sie tief verletzt, daß Sie ihre Theilnahme zurückgewiesen, als Sie verwundet wurden. Wer weiß, wessen Ihn Sie verdächtigt hat! Die Baronin ist leicht reizbar und empfindlich. Treten Sie ihr offen entgegen, aber geben Sie ihr keinen Anlaß zu dem Argwohn, daß Sie ihren Schritten nachspüren; geschähe das selbst in bester Absicht, so würde sie es doch nicht verzeihen.“

„Und mit Recht!“ rief Willi, „aber ich mag es nicht mit ansehen, wie Schurken sie umgarnen; mag Sie mir deshalb gönnen, ich will die Leute entlarven, die sie betrügen. Der Prinz spöttelt über ihren Wahn, seine Huldigung für die eines Ehrenmannes zu halten, sein Freund und Genosse, der Graf Sternheim, hat Heimlichkeiten mit dem Inspektor; den Förster, der sonst ein ehrlicher Mann, der aber in der Leidenschaft jeder Gewaltthat fähig, den hat man zur Wuth gegen die Baronin gereizt, und wenn nicht schon ein Unglück geschehen, so ist das einer wunderbaren Fügung und dem Umstande zu danken, daß Jorau selbst in der Raserei instinktmäßig fühlt, wer die Baronin leitet. Doch mag sie sich jetzt selber vorsehen, theilen Sie ihr mit, was ich gesagt, und daß ich jedes meiner Worte vertreten will.“

Barning machte Miene sich zu verabschieden. Der Mond war aus einem Gewölke getreten, das sein Licht gedämpft, jetzt fielen die bleichen Strahlen durch das dunke Gehölz und warfen ihren falben Schein auf die Wangen Helenens.

Sie lächelte trübe. „Ich würde Ihnen gern den Dienst thun,“ sagte sie, „schon weil ich glaube, damit im Interesse der Baronin zu handeln, aber ich fürchte, daß ich ihr Vertrauen verloren, und dann würde eine derartige Eröffnung von mir mehr schaden als nützen.“

„Auch Sie!“ rief Willi bestrebt, „weist denn die Baronin Jeden zurück, der es ehrlich mit ihr meint?“

„Ich fürchte, daß sie schon beschloßen, mich zu entlassen. Sie hat mich heute davon entbunden, ihr Gesellschaft zu leisten, und es ist schon eine junge Dame auf Liebenstein eingetroffen, die vielleicht an meine Stelle treten soll.“

„Ich errathe!“ murmelte Willi düster, „sie großt Ihnen, weil ich mich an Sie gewendet, ich verschulde es, wenn der Argwohn dieser Frau auch Ihnen zu nahe tritt!“

Helene erröthete heftig. „Machen Sie sich keine Vorwürfe,“ lächelte sie, „früher oder später wäre der Bruch doch erfolgt. So schwer es mir auch wird, meine Stellung zu verlassen, und obwohl ich nicht weiß, wohin ich mich wenden soll, scheide ich doch lieber, als daß ich Zweifel an meiner Treue ertrage. Auch ich beklage die Baronin, sie hat nicht nur dem Argwohn das Ohr geöffnet, sie will das Vertrauen zu den Menschen verloren haben und mißtraut dem eigenen Gefühl!“

„Ich wollte, ich wäre ihr nie begegnet,“ murmelte Barning, wie unwillkürlich einer bitteren Aufwallung Worte gebend; da stupte er.

„Was ist das?“ rief er auffordern, erschreckend; ein Schrei war an sein Ohr gedrungen, es klang wie ein Ruf nach Hülfe.

Auch Helene hatte den Schrei gehört, sie erbehte an allen Gliedern.

Der Schrei ertönte nochmals, lauter, gellender als vorher.

„Barmherziger Gott,“ rief Helene, „das kommt von der Terrasse! Die Baronin —“

Willi war schon davon — wie ein vom Bogen geschellener Pfeil flog er dahin, von wo der Hüfleruf ertönte.

Wenige Sekunden später und es knallte ein Schuß, gleich darauf ein zweiter.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Dr. Ernst Schwemmer.

(Portrait S. 452.)

Zu einer Zeit, in welcher Deutschland durch eine große, einmüthige Feier zu erkennen gibt, daß es das Glück, einen Mann wie den Fürsten Bismarck zu besitzen, voll zu schätzen weiß, wird man auch unwillkürlich in ehrender Weise jenes Arztes gedenken, dem der Fürst nächst Gott seine wiedergewonnene Gesundheit zu danken hat, des Professors Dr. Ernst Schwemmer. Jener Mann, dessen wohlgeklungenes Porträt wir in dieser Nummer bringen, darf den vielen Widerstrebenden gegenüber, die ihn in seiner neu erworbenen, hervorragenden Stellung angreifen, getrost das eminente Verdienst in die Waagschale werfen, Deutschland seinen größten Staatsmann erhalten zu haben. Geling es ihm doch, was seiner Vorgänger fertig gebracht, seine ärztliche Autorität dem schwer zu beeinflussenden eisernen Kanzler gegenüber geltend zu machen und dem Fürsten jene Jünglingsfrische zurückzugeben, mit der wir ihn erst vor Kurzem sein großes wirtschaftliches Reformwerk einer hartnäckigen Opposition gegenüber verteidigen und die Geschichte Europas bestimmen sahen. Ernst Schwemmer wurde 1841 zu Reumarkt in der Oberpfalz als der Sohn eines angesehenen Bezirksarztes geboren. Mit sechzehn Jahren Student der Medizin, mit zwanzig Jahren Arzt, wurde er bald Assistent des als Diagnost und pathologischer Anatom berühmten Professors Buhl in München und blieb dies auch zehn Jahre lang. Dann machte er größere Reisen. Diesen zehn Jahren verdankt Schwemmer jumeist seine ärztliche Bildung, wie denn auch in dieser Zeit die meisten seiner literarischen Arbeiten entstanden sind, etwa sechsundzwanzig Monographien, von denen die über Diphtherie, Tuberkulose, Haut- und Haartransplantation, sowie ausführliche kritische Sectionsberichte die nennenswerthe sind. Als praktischer Arzt in München wirkend, wo sich die Zahl seiner Patienten und glücklichen Kuren in steigender Progression vermehrte, gelang es ihm, den Grafen Wilhelm Bismarck, den jüngeren Sohn des Reichskanzlers, von einem hoch-

gradigen Fettfieber zu befreien, und 1882 lernte Schwemmer den Vater des glücklich Geheilten, den Reichskanzler selbst, bei einem Besuche in Barmen kennen. Er fand den Fürsten in einer merkwürdigen nervösen Abspannung und Ueberreizung, dabei in seiner Verdauung völlig gestört, mit den lästigsten Schmerzen im Magen und Unterleib behaftet und bereits in seinen Kräften so heruntergebracht, daß Alles daran gelegen war, diese zu erhalten, wenn nicht über kurz oder lang ein schlimmer Ausgang befürchtet werden sollte. Und in der That, diese Aufgabe löste Schwemmer, der anfangs nur als Conciliararzt die Behandlung Bismarck's übernahm und erst im Mai 1883 ganz nach Berlin übersiedelte. Nur der sorgsamsten, gewissenhaften von Stunde zu Stunde geleiteten Diät, die in streng wissenschaftlichem, rationellem Sinne, nicht schablonenhaft gehandhabt und nach Verhältniß jeweilig verändert wurde und die ganze Lebensweise des Fürsten: Essen Trinken, Schlafen, Arbeiten und Bewegen, beeinflusste, gelang es allmählich, die Kräfte zu heben, der Abmagerung zu steuern und den Reichskanzler so weit herzustellen, daß er mit neuen Kräften an der Vollendung seiner weltgeschichtlichen Mission zu arbeiten vermochte. Als ein wohlverdienter Lohn für diese große That erhielt Schwemmer's Berufung als Professor der Dermatologie an die Berliner Universität, und der preussische Landtag erkannte im Gegenseitig zu der medizinischen Fakultät der Universität die Gründe an, welche Kultusminister von Gosler als maßgebend für die Ernennung Schwemmer's ansah, indem er die Kosten für den neu zu schaffenden Lehrstuhl für Dermatologie bewilligte. Für das deutsche Volk aber ist Doktor Schwemmer, der Leibarzt Bismarck's, längst eine populäre Persönlichkeit und es schließt sich von ganzem Herzen dem Danke an, welchen der deutsche Kaiser dem vortrefflichen Arzte für die Erhaltung Bismarck's in so ehrenvoller Weise ausgesprochen hat.



Wirkung des Kaffees.

Um die Wirkung des Kaffees auf den Stoffwechsel zu bestimmen, hat ein junger Mediziner in Rio de Janeiro, Guimaraes mit Namen, wiederholte Versuche angestellt und ist dabei zu verhältnismäßig sicheren Ergebnissen gekommen. Die Kosten der Versuche machten natürlich wieder ein paar unglückliche Hunde tragen. Die „Archives de Physiologie“ berichten darüber:

Zuerst wurde, vom Februar bis August 1882, ein Hund in einem wohlgeheizten Raum abgeschlossen und nur mit gutem, frischem Rindfleisch genährt, welches nach Belieben zu seiner Verfügung stand. Man wog täglich das Thier und täglich das Fleisch, beobachtete den Zustand des Pulses, der Athmung, der Pupille, sowie der Temperatur des Darms und der Harnen. Sodann, nachdem sich das Thier an die neuen Lebensbedingungen gewöhnt hatte, was einige Tage erforderte, stöhte man ihm täglich (mittels ösophagischer Sonde) eine bestimmte Menge Kaffee ein, der aus möglichst gleichartigem Pulver hergestellt war. Man machte täglich mehrere Prüfungen einige wenige Minuten nach der Einführung, die anderen eine, zwei oder drei Stunden später. Die Versuche wurden an sechs Hunden vorgenommen, an dem einen vierzehn Tage lang, an den anderen einen Monat hindurch. Guimaraes stellte fest, was man schon wußte, daß der Kaffee den Blutumlauf und die Athmung beschleunigt, die Temperatur erhöht, die Pupille erweitert; was man aber nicht wußte und was aus allen Versuchen hervorging, ist, daß unter dem Einfluß des Kaffees die Menge des verzehrten Fleisches sich in beträchtlichem Maße vermehrte. In einem Falle verzehrte der Hund anstatt seines mittleren täglichen Quantum von 244 Gramm unter dem Einfluß des Kaffees vom 30. Mai bis 7. Juni 314 Gramm, und vom 8. bis 16. Juni 343 Gramm. Sein Gewicht vermehrte sich dabei um 300 Gramm. Kurz, aus diesen Versuchen erhellt, daß Kaffee, weit entfernt, ein Nahrungsmittel zu sein, vielmehr bei Stickstoffnahrung, wie Fleisch, die Verdauung zu fördern scheint. Anders war das Ergebnis einer zweiten Reihe von Versuchen, bei denen die Hunde einer Kohlenwasserstoff- oder gemischten Ernährung unterworfen wurden. Ein kräftiger Hund von 5,7 Kilo, der nach Belieben Fettgewebe von Schweinen und Mehlbrot von Maniott freisen durfte, starb am neunten Tage des Kaffeegebrauchs bei Verlust von anderthalb Kilo Gewicht. Er fraß die letzten Tage nur 41 Gramm Fettgewebe und 10 Gramm des Mehls anstatt 112 und 94 Gramm ohne Kaffee. Das Thier magerte zwar auch vor der Kaffeezuthat ab, aber dieß Getränk hatte ein schnelleres Abmagern zur Folge. Die Wirkung des Kaffees wirkt demnach je nach der Art der Nahrung. Er fördert den Fleischkonsum, vermindert aber den von Fett und Mehl. Als Guimaraes, beide Nahrungsmittel vereinigt, seinen Hunden täglich ein Fugum von 250 Gramm Rindfleisch und daneben Speck nach Belieben gab, bewirkte der Kaffee übrigens eine Vermehrung des Verbrauchs des allein im Ueberfluß ihnen gelassenen Fetts. Der Kaffee scheint demnach bei gemischter Nahrung ebenso wie reiner Stickstoffnahrung den Stoffwechsel zu fördern. Nach Guimaraes vermindert der Kaffee die Galle im Blut, vermehrt dagegen den Zucker- und Harnstoffgehalt desselben. Um den Einfluß des Kaffees auf die Stoffausscheidung zu studiren, ließ Guimaraes einige Hunde verhungern, indem er den einen nur Wasser, den anderen nur Wasser und Kaffee gab und alle Tage die Gewichtszunahme notirte. Die Hunde, welche Kaffee erhielten, verloren fast doppelt so viel an Gewicht täglich, als die der einfachen Wasserdiät unterworfenen. Ein Wasserhund verlor täglich am Kilo 15 Gramm und starb nach einunddreißig Tagen, ein Kaffeehund dagegen verlor täglich am Kilo 28 Gramm und starb schon nach dreizehn Tagen. Die Wirkung des Kaffees ist demnach der Wirkung der Bouillon zu vergleichen, die man als Nahrungsmittel betrachtet hat und die doch nicht nur nicht nährt, sondern das Nahrungsbedürfnis des Körpers erhöht. In der That starben Hunde, welche nur Bouillon bekamen, schneller als solche, die nur Wasser erhielten.

aber die völlig hungern mühten. Bouillon und Kaffee sind Reizmittel, welche die organischen Verbrennungen fördern, ohne jedoch Brennmaterial zu liefern.

Der Kaffee vermehrt also die Kräfte, stärkt die physischen Kräfte und beschleunigt die Hirnthätigkeit, indem er den Stoffwechsel des Körpers, mehr zu brauchen und zu verzehren, und ist Allen anzuempfehlen, die ein thätiges Leben führen. Aber er nützt nur, wenn sein Genuß von jenem mit Fleiß verbunden ist. Nach Guimaraes' Versuch wäre er für Vegetarianer vom Uebel.

Die Pfahlmuschel.

Es dürfte allgemein interessieren, über die Auszucht und die Gewinnung der auf der Tafel so gern gezeigten Pfahlmuschel etwas Näheres zu erfahren. Veranlaßt durch die königliche Kommission in Kiel zur Untersuchung der deutschen Meere, wurden vor 3 1/2 Jahren an mehreren Stellen an der Ostküste der Provinz Schleswig-Holstein den Fischern eine ziemlich bedeutende Zahl Muschelpfähle unentgeltlich übergeben, damit sie Veranlassung hätten, den Segen der Muschelauszucht genau kennen zu lernen und diese einzubürgern. An der ganzen Küste der Provinz wimmelt es von Muscheln; dieselben sind aber, wenn sie am Strande gesammelt oder aus dem Meeresgrunde gefischt werden, meistens nur klein, mager und von weniger gutem Geschmack, wohingegen dieselben, wenn sie an Pfählen gezogen werden, sehr groß, sehr fett und außerordentlich wohlschmeckend sind. Es wurde kürzlich hier in der Göttemer Bucht einer von den vor 3 1/2 Jahren geschenkten Pfählen aufgenommen; daran hatten sich 66 Pfd. Muscheln gesammelt, von denen 50 Pfd. eine schöne Größe erreicht hatten und von vorzüglichem Geschmack waren. In den nächstfolgenden Jahren soll wiederum jährlich ein Pfahl aufgenommen und die daran haftenden Muscheln gewogen werden, um genau in Erfahrung zu bringen, wie viele Jahre die Pfähle stehen bleiben müssen, damit sie das größte Gewicht an Muscheln ergeben, da diese nach Pfunden hier gekauft und mit 25 Pf. das Pfund bezahlt werden. (Hier muß der Berichterstatter einschalten, daß nach eingezogenen Erkundigungen bei Ellerbeder Fischern, die auch in der Kieler Bucht und anderwärts Pfähle mit Muscheln stehen haben, die letzteren 5-6 Jahre sitzen müssen, um den ergiebigsten Nutzungswert zu erhalten.) Borewähnter Pfahl hat also 50 Pfd. ausgehauener Muscheln in 3 1/2 Jahren angelegt, welche, zu 25 Pf. das Pfund berechnet, dem Fischer einen Ertrag von 1250 M. ergaben. Wenn man annimmt, daß ein Fischer 200-300 Pfähle besitzt und jeden Winter, wenn die Meerfischerei nichts mehr liefert, 50-100 Muschelpfähle abstreifen kann, so würde diese leichte Fischerei ihm einen beträchtlichen Ertrag bieten. Ein Pfahl kann 9-12 Jahre gebraucht und somit 3-4 Mal abgetreift werden. Muschelpfähle von 6,5 bis 10 m Länge und 7-9 cm Durchmesser kosten hier durchschnittlich 1 M. das Stück. Den hiesigen Erfahrungen zufolge ist es ziemlich gleichgültig, ob die Pfähle Eichen, Buchen oder Lärchen sind, wenn dieselben nur eine gesunde, feste Rinde haben. Alles Andere ist ohne erheblichen Einfluß, sowohl auf die Größe der Muscheln als auch auf den Geschmack derselben.

Neu entdeckte Ursache der Dampfkessel-Explosionen.

Lawson in Wellsville (Ohio) entdeckte, daß Wasser in Dampf aufsteigt, wenn der Druck von seiner Oberfläche entfernt wird; tritt das expandierende Wasser auf Widerstand, wie es im geschlossenen Dampfkessel der Fall ist, so ist die Wirkung der Expansion härter als der gewöhnliche Dampfdruck. Lawson's praktische Versuche mit einem zu diesem Zwecke konstruierten Dampfgefäß bestätigten diese Entdeckung. Bei plötzlichem Aufheben des Dampfdrucks explodirte der Kessel, obgleich er stark genug war, mit Sicherheit den doppelten regulären Dampfdruck auszuhalten.

Aber so ganz neu ist die Sache nicht, denn schon vor etlichen hundert Jahren machte John Rydrom dieselbe Entdeckung und stellte in seinem "Pocket-book of Mechanics and Engineering" die Hauptursachen der Kessel-Explosionen zusammen. In seinem "Treatise on Steam Engineering" sagt Rydrom: "Das Verfallen eines Dampfkessels ist der Vorläufer der Explosion. Wird ein aus nicht elastischem Material bestehendes Gefäß mit Wasser gefüllt und luftdicht verschlossen, und läßt man nun das Wasser fest erhitzen, so wird die Ausdehnung des Wassers höchst wahrscheinlich das Gefäß zum Bersten bringen, aber es tritt keine Explosion ein, weil nichts zur Veranlassung einer solchen vorhanden ist. Ein mit kaltem Wasser gefüllter und bis zum Bersten hydrostatischem Druck ausgesetzter Dampfkessel explodirt nicht, wird aber das kalte Wasser zu einer Temperatur erhitzt, welche dem Berstungsdruck entspricht, so tritt Explosion ein. Wird der Dampfdruck an irgend einer Stelle des Kessels durch Bersten seiner Wand plötzlich aufgehoben, so wird die gesammte Wirkung der Hitze, die in Dampf und Wasser angesammelt ist, mit einem Male in Thätigkeit gesetzt mit einer Schnelligkeit, welche dem aufgehobenen Drucke gleichkommt. Wird der Druck plötzlich unter denjenigen, welcher der Temperatur des Wassers entspricht, erniedrigt, so entwickelt die im Wasser vorhandene Hitze Dampf, der das Wasser in seiner Masse in Gestalt von Schaum in die Höhe reißt, der die Dampfschicht des Kessels sprengt und die Arbeit plötzlich unterbricht. Ist die Zeit der Reibungsunterbrechung unendlich klein, so ist die Kraftwirkung unendlich groß und der Kessel explodirt."

Rydrom's Entdeckung, soweit sie die Wirkung des plötzlich aufgehobenen Dampfdrucks betrifft, wurde nicht beobachtet bei den Versuchen, welche vor einigen Jahren in Sandy Hook über die Ursachen der Kessel-Explosionen angestellt wurden, so daß es dem Kesselsbau hat, Lawson habe dieselbe Sache von Neuem entdeckt.

In dem oben erwähnten "Treatise" werden elf verschiedene Ursachen des Berstens des Kessels und darauffolgender Explosion aufgeführt, von welchen die siebente lautet: "Es ist eine sehr seltene Ursache, die Kesselsenden aus Gußeisen herzustellen, bestehend aus einer 2-3 Zoll starken flachen Scheibe mit 1-2 Zoll starker Kante mit Gußeisenschirmen. Beim Erkalten ziehen diese Platten sehr zusammen, und eine plötzliche Temperaturänderung in solchen Platten, entweder beim Schüren oder Löschen des Feuers, kann eine solche Platte zum Bersten bringen und eine Kessel-Explosion zur Folge haben." Werden die Kesselsenden nun einmal aus Gußeisen angefertigt, so müßten sie konstant sein. B.A.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ein murriger, alter Advokat, der nach einem entlegenen Dorfe ging, um einen Klienten persönlich aufzusuchen, frug in einem an der Straße liegenden Bauernhause nach dem Wege.

"Ihr seid um!" jagte die alte Bäuerin, "wartet ein wenig, ich muß in's Nachbardorf und da haben wir, bis Ihr auf die rechte Straße kommt, ein Stück Wegs mit einander."

"Mir auch recht!" brummte der Advokat, "besser schlechte Gesellschaft als gar keine."

Nachdem sie nun eine gute Stunde zusammen gegangen, frug der Advokat, ob er denn noch nicht auf der rechten Straße sei?

"O, schon vor einer halben Stunde!" erwiderte die Bäuerin, "aber ich dachte auch: besser schlechte Gesellschaft wie gar keine und hab' Euch drum noch ein wenig mitlaufen lassen."

Zu viel verlangt.

Misaubin, ein französischer Arzt, bekam einst Handel mit dem englischen Arzte Cheyne. Der Franzose war groß und mager, der Engländer ungeheuer corpulent. Der Streit ging so weit, daß sie sich forderten. Beide fanden sich mit ihren Sekundanten auf einer Wiese ein und rüsteten sich zum Kampfe. Da sprach Cheyne zu seinem Gegner:

"Sie sehen wohl, daß wir nicht mit gleichem Vorteil fechten. Ich bin so dick, daß Sie mich schwerlich verschlucken können. Sie aber sind so mager, daß es ebenso unmöglich ist, Sie zu treffen. Wir müssen doch vor allen Dingen die Vortheile unter uns gleich machen."

"Recht gern!" erwiderte Misaubin, "wir dürfen nur mit Kreide die Breite meines Körpers auf den Ihrigen zeichnen. Alle Stiche, die über die Linie hinausgehen, sollen nichts gelten."

Dem englischen Arzte mißfiel diese Idee. Die Sekundanten nahmen sich der Sache an, und man kam überein, daß es am besten sein möchte, den Zweikampf gänzlich einzustellen.

Umkehr.

Ein Theaterdirektor nahm bei einem Studirenden Unterricht im Schönreihen; dieser erhielt dafür freien Tisch. Da aber bei dem Direktor stets um zwölf Uhr gegessen wurde, der Student jedoch, eine lockere Fliege, niemals zur bestimmten Zeit kam, wurde er eines Tages folgender Art vom Direktor angeredet:

"Es ist einzig, bei Gott! Sie kommen immer um Eins und essen für Zwölfe, kommen Sie lieber um Zwölfe und essen Sie für Einen."

"Wenn Dich ein unartiges Mädchen beleidigte," jagte ein Lehrer zu einer seiner kleinen Schülerinnen, "würdest Du als gut gestittetes Kind ihr vergeben, nicht wahr?"

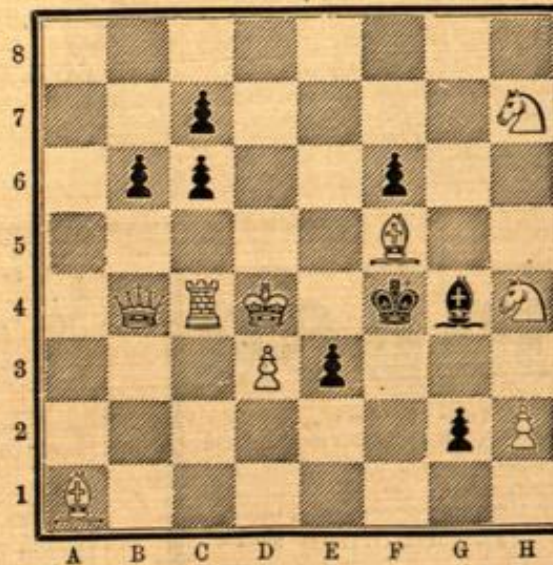
"Ja, Herr Lehrer!" erwiderte die Kleine, "wenn ich sie nicht verzeihen könnte."

Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 10.

Aus Chess-Monthly's neuem Problemturnier.
Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 8 in Nr. 30:

- | | |
|--|---|
| 1) D. H 1 - F 1 | 1) R. D 5 nimmt E 6 (- C 4) oder - C 6 (- E 4). |
| 2) E. D 3 - F 4 oder - nimmt B 4 Matt. | |
| 1) E. D 3 - F 4 Matt. | 1) 2. D 6 fällt ab. |

Verichtigung.

In der Aufgabe Nr. 9 von J. Jespersen muß auf H 2 ein weißer Thurm hinzugefügt werden.

„Deutschen Romanbibliothek“

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften 35 Pf. pro Heft, beginnt neu ein Roman von

Robert Bhr,
Irrwische.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormalig Conrad Wallberg.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. F. G. in Reuttschein. Ein solches Rezept finden wir nirgends. Vielleicht können Sie es sich zusammensetzen aus Angaben, die Sie dem Buchlein: „Die Welschfabrikation“ (folgt in Weimar) entnehmen.

H. A. in Berlin. 1) Der Zauber von Schiller. 2) Ja wohl, billig und durch jede Buchhandlung.

Abonnement C. in Koblenz. 1) Nein! aber manchmal faugt es die Erde nicht auf und die Pflanze kriecht ab. 2) Mit Benzoinmagnesia, die man befeuchtet aufdrückt und dann nach einiger Zeit sorgfältig abhebt. Warum kein Leben vertrauen, wenn man jung und hübsch ist? — worauf das Blümchen deutet.

Abonnement in Zürich. 1) Unserem ärztlichen Mitarbeiter übergeben. 2) Ich selbstverständlich.

Hrn. G. G. in H. Nachstehende Farben beziehen Sie häufiger, als Sie diese sich herstellen können, aus der Fabrik von Gustav Schatte in Dresden.

Hrn. J. Meyer in Buzlau. Kurz und gut das Buchlein von Schrenberg: „Fürst Bismarck“ (Görsfeld, Vödeker).

Hrn. G. Demmler in München. Paris, Rue Poissonnière ist die Adresse.

Hrn. J. Böhler in Mannheim. Das Wort: „Die Riechen aus dem Busch“ soll herkommen aus einem Uebersetz, den der alte Riechen mit seinen Hülfsleuten in der Schlacht bei Zorgan ausführte, indem er plötzlich, unerwartet, aber höchst erwünscht, auf dem Kampfplatz erschien und die Schlacht gewinnen half.

Hrn. J. Barthold in Freiburg. Nicht immer ist in diesem Fall der Gewinnende im Vorteil.

Hrn. Emma Green in Kalkutta. Da müssen Sie sich schon direkt an die betreffende Person wenden. Wir können hier nicht „Postillon d'amour“ sein.

Hrn. L. E. in A. Durch jede Buchhandlung. Von dem Jahrgang 1880 unseres Journals können Sie bei umgehender Bestellung ein broschirtes Exemplar zum ermäßigten Preise von 3 Mark noch erhalten. — Auflösung richtig.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln etc. sind uns zugegangen von Hrn. Frida Paulsen, Kiel; Bertha Willhemsen, Barmen; Ottilie Ganz, Zürich; Hermine Voller, Luzern; Antonie Kandel, Posen; Ernestine Leichtentritt, Berlin; Frau Friederike Haller, Bern; Anna Sarre, Berlin; Emma Hyronimi, Ulm; Hrn. R. Heller, Jungsbrunn; J. Bodmeister, Hannover; G. Wenzels, Stettin; W. Grün, Pech; J. Tändler, München; A. Balluf, Kempten; W. Rogge, Breslau; J. Tiedemann, Hamburg; A. Rosimier, Potsdam; E. Glaghscheider, Posen; G. Kasten, Chicago; G. Teufel, Ulm; G. Bernheim, Edinburg; S. Samuel, Bernburg; Godfriced, Prag; G. Frejmius, Thorn.

Hrn. Emil K. in A. Vergessen, fragen Sie bei einer Antiquariatsbuchhandlung nach. — Als ein gediegenes und dabei äußerst billiges Geschenk empfehlen wir Ihnen Herman v. Schmid's: „Winland oder die Fahrt um's Glück“. Eine erzählende Dichtung. Das Buch kostet, elegant gebunden mit Goldschnitt, für Sie als Abonnent nur 2 Mark. Ihre Buchhandlung wird die Beforgung gerne übernehmen.

Anfragen. *)

35) Wie kann man lazierte Thüren, die durch die Zeit gelb geworden sind, wieder weiß machen, ohne neu zu lazieren?

Antworten.

Auf 29): Ein Ritt, der Hitze und Wasser, vielleicht auch Dampf ausbläst, wird bereitet aus: Lehm 10, Eisenfeilspäne 5, Essig 2. Wasser 3 Theile. — Ein ausführliches Werk über Ritte aller Art erschien bei Voigt in Weimar, dritte Auflage von Eckardt. Preis 1 Mark 50 Pf. Vielleicht findet sich in diesem ein noch besserer dampfgepflaster Ritt angegeben.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wo wir auch sehr zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Ventz in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Mit Pfund, Erzählung von Paul von Wollen. Fortsetzung. — Eine Kirchlade in den Hochlanden, von Fritz von Lonna. — Ein guter Pädagog, Novelle von H. Fickler. Fortsetzung. — Bianca, von G. Salzer. — Auf einem Wälderpfad, von A. C. — Zentner. — Die kleine Wälder, Roman von G. H. v. Dedendorff. Fortsetzung. — Professor Dr. Ernst Schweninger. — Aus Natur und Leben: Wirkung des Kaffees; Die Pfahlmuschel; Neu entdeckte Ursache der Dampfkessel-Explosionen, von B. A. — Humoristische Blätter. — Schach. — Kleine Korrespondenz. — Illustrationen: Bianca. — Eine Kirchlade in den Hochlanden. — Professor Dr. Ernst Schweninger. — Auf einem Wälderpfad, nach einer Skizze von Peter Krämer. — Beim Photographen, drei humoristische Bilder von G. Fehler.

